

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Band: 8 (1934)

Artikel: Die Familie Meyer von Aarau : Johann Rudolf Meyer Vater, Sohn und Enkel
Autor: E.Z.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mängischt gits e Wintermorge . .

Mängischt gits e Wintermorge,
Wo feis Wäse schüüch mag lache,
Wo die graue Wolke tyche
Und eim schwär und truurig mache.

Denn stygts uf — es großes Plange,
Und me mueß a Früehlig sinne,
Und a liebi Möntschenaue,
Wo-nes Strahle händ vo inne.

Dora Haller.

Die Familie Meyer von Narau

Johann Rudolf Meyer Vater, Sohn und Enkel

In dem Zeitpunkte, da die Meyersche Stiftung („Meyerkiste“) an unsere Stadt übergegangen ist, erscheint es nicht nur als angebracht, sondern geradezu als eine Pflicht einer stets zu erneuernden Dankbarkeit, daß wir uns dieser Narauer Familie erinnern und sie namentlich in ihren denkwürdigen Gliedern uns vergegenwärtigen. Die Stifterin ist Jungfer Salome Meyer, geboren am 22. Mai 1722, gestorben am 5. April 1813. In ihrem am 1. Christmonat 1804 errichteten Testament stiftete sie 8000 Gulden als „Familienkiste“ mit der Weisung, daß die Zinsen, nachdem sie während zwanzig Jahren der Aufnung des Kapitals gedient haben würden (was dann 1833 sich erfüllte), den Meyerschen Nachkommen nach genau bestimmten Ansätzen zukommen sollten, und daß ferner die Stiftung nach dem Erlöschen des Geschlechtes der Unterstützung „hiesig verburgerter Armer“ zu dienen habe.

Am 3. Februar 1919 war hochbetagt Jungfrau Justine Adrienne Meyer, die letzte in Aarau lebende Nachfahrin der Familie in Lausanne gestorben, und als ihr am 27. Oktober 1930 in Zürich, ebenfalls in hohem Alter, Dr. med. Emil August Meyer ins Grab nachfolgte, hatte sich das Schicksal der Familie erfüllt. Die Stadt Aarau übernahm die Stiftung, um sie im testamentarischen Sinne zu verwalten.

Ein Geschlecht war erloschen, das in unserer Stadt während etwa 350 Jahren geblüht hatte.

In der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts erscheint in Aarau Kaspar Meyer, auf den der Ursprung dieser Familie zurückzuführen ist. Unter seinen Kindern scheint nur das jüngste, Niklaus (geb. 1607), eine sich weiter entwickelnde Familie gegründet zu haben. Von seinen zehn Kindern sind hier nur zwei Söhne zu nennen: der älteste, ein Johann Rudolf (1631 bis 1712), und der zweite, der den Namen des Vaters Niklaus (getauft 1632) erhielt. Enkelin dieses Niklaus ist Jungfer Salome, die Stifterin.

Der Sohn jenes Johann Rudolf, wieder des Namens Johann Rudolf (geboren 1699, gestorben 1777), betrieb den Beruf des Weißgerbers* und erfreute sich offenbar eines rechten Ansehens bei den Mitbürgern, die ihn auch in den Rat wählten. 1726 vermählte er sich mit Maria Ursula Müller von Zofingen (geboren 1707, gestorben 1784), einer frommen Christin und tüchtigen Hausfrau, die den bescheidenen Haushalt zusammenhielt und den Kindern eine gute Erziehung gab. Nach zwei Töchtern erschien am 25. Februar 1739 ein Sohn, der wiederum des Vaters Namen erhielt.

* In älterer Zeit war das Gerbereigewerbe bei uns ziemlich stark vertreten; noch das Verzeichnis der Häuserbesitzer von 1833 kennt 6 Gerber. Nun ist ja dieses Handwerk im Großbetriebe aufgegangen. — Der Weißgerber verwendet zur Bearbeitung der Häute anorganische Verbindungen, Alaun und Kochsalz; der Rot- oder Lohgerber bedient sich pflanzlicher Stoffe. Loh ist Fichten- oder Eichenrinde.

Johann Rudolf Meyer, der Vater

Der Knabe wuchs drunten an der Halde in sehr bescheidenen Verhältnissen auf. Dafür waren ihm andere wertvolle Güter mit auf den Lebensweg gegeben. Der Vater war ein Mann geraden, rechtlichen Denkens, der die Wirklichkeit ermaß und so ein treffliches Vorbild gab; von der guten Mutter ging der fromme Sinn auf den Sohn über, an dem er durch das ganze Leben festhielt, der ihm ein starker Beistand blieb und ihm über so manche auch ihm beschiedenen Widerwärtigkeiten und selbst Anfeindungen hinweghalf. Ein Erlebnis in der Kinderzeit pflanzte ihm ein unbegrenztes Gottvertrauen ein, das die Erfolge im Leben nur zu befestigen, aber alle Anfechtungen und schlimmen Erfahrungen nicht zu erschüttern vermochten. Der Vater war von einem harten Gläubiger aufs äußerste gedrängt worden; da hatte sich der Knabe, dem das Bewußtsein einer Gefahr aufgegangen war, auf die Knie geworfen und Gott um Hülfe angerufen. Kurz darauf erschien ein begüterter Verwandter, der die ganze Schuld übernahm. Dem Knaben eignete ein aufgeschlossener Geist und ein freundliches, gefälliges Wesen, was ihm den Weg zu den Menschen leicht machte.

Einem Schüler aus einfachen Verhältnissen bot um 1750 unsere Stadt nur geringe Bildungsmöglichkeit; wohlhabende Eltern verschafften ihren Kindern Privatunterricht. Johann Rudolf lernte Rechnen und Schönschreiben und war im Heidelberger Katechismus und in Gellerts Liedern bewandert. Doch da kam ihm Hülfe. Eine seiner Basen („Schwüsterti-Chindschind“), Jungfer Susanna Dorothea Meyer, die Schwester jener Salome Meyer, der Stifterin der „Meyerkiste“, ebenfalls in guten Vermögensverhältnissen, brachte dem kleinen Better, da sie unvermählt geblieben war, eine wahre mütterliche Liebe entgegen (sie war 23 Jahre älter als er). Sie ließ ihm ebenfalls Privatunterricht in Geographie und Zeichnen geben; auch eini-

ges weniges Latein lernte er. Dann ermöglichte sie ihm einen Aufenthalt in Lausanne für ein Jahr, im Austausch gegen einen Waadtländer Knaben. Damit aber waren die Möglichkeiten für seine Schulbildung erschöpft. Was er gelernt hatte, blieb in seinem Besitze, aber es war wenig und lückenhaft. Seine zierliche Schrift erhielt sich bis in sein Alter, aber auch die unregelmäßige Rechtschreibung.

Als er, vierzehnjährig, heimkehrte, sollte er sich für einen Beruf entscheiden. Seine mütterliche Beschützerin, die seinen Hang zum Zeichnen und Kolorieren wahrnahm, versorgte ihn bei ihrem Bruder, der Flachmaler war und den Knaben in seinem Handwerk zu unterrichten begann. Da wollte es sein Glück, daß er, als einmal bei dem Fabrikanten und Besitzer des „Löwen“, Hauptmann Abraham Rothpletz, ein Zimmer auszumalen war, durch seine gewandte Arbeitsweise die Aufmerksamkeit des Hausherrn auf sich zog, der ihm den Vorschlag machte, als Lehrling in seine Seidenbandfabrik einzutreten. Damit geschah die bedeutungsvolle Wendung: Der junge Mann betrat die Bahn, die ihn zu großem Erfolge führen sollte. In kurzer Zeit beherrschte er den Fabrikationsbetrieb bis in alle Einzelheiten. Als bald darauf die Fabrik durch Verkauf an die Herren Brütel in Schafisheim überging, waren sie froh, den tüchtigen Arbeiter mitzuübernehmen.

Doch nun war sein Bestreben, unabhängig zu werden. Da fühlte er in sich eine Kraft entstehen, die ihm in wenigen Jahren die Erfüllung dieses Wunsches brachte: das war ein unbändiger Unternehmungsgeist, der, zuerst auf materielle Ziele gerichtet, sich immer reiner gestaltete und den gereiften Mann zuletzt zur Verwirklichung edelster Ideen führte. Es ist ein anziehendes Schauspiel, diesen Aufstieg zu betrachten.

Manche Pläne tauchten in dem jungen Kopfe auf und erwiesen sich als unausführbar. Aber klares Erkennen einer Möglichkeit und entschlossenes Zugreifen im rechten Augenblick brach-

ten doch den Erfolg. Auf einer Geschäftsreise nach Basel kaufte er sich grauen Stoff zu einem Kleide. Es war ein neuer Modeartikel, und da dieser, wie er sich erinnerte, in Aarau noch unbekannt war, nahm er gleich einen Posten mit und verkaufte ihn sogleich zu Hause mit Gewinn. Damit war ein Handel eingeleitet, den er erweiterte, indem er das eingekaufte Tuch durch seine ältere Schwester in ihrem kleinen Laden wieder verkaufen ließ, indessen er die Woche über in Schafisheim seiner gewohnten Tätigkeit nachging. Als dieser Tuchhandel gedieh, trennte er sich von seinen Prinzipalen, um sich ihm ganz zu widmen. Nach Jahr und Tag sah er, daß er mit seinem Gewinne zufrieden sein könne, daß er ihm die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches erfülle: zu reisen.

Die erste Reise galt zunächst nur der Befriedigung einer Sehnsucht, ohne daß er eine Ahnung hatte, welche Bedeutung sie für ihn in der Zukunft haben werde: es zog ihn zur Alpenwelt. Er zog über den Gotthard, die Furka und die Grimsel ins Berner Oberland und wanderte über die Kleine Scheidegg. Helles Entzücken ergriff ihn beim nahen Anblick der Gletscher und Schneegipfel, zum großen Erstaunen der Sennen, die damals noch höchst selten einen Fremden vorüber wandern sahen. Waren doch diese Gebiete noch in keiner Weise erschlossen, von einer Besteigung der höchsten Spizen noch gar nicht zu reden. (Der junge Goethe kam erst zehn Jahre später bis auf den Gotthard.)

Zurückgekehrt, verabschiedete er sich von den Seinen auf ein Jahr und zog nach Deutschland, meist zu Fuß wandernd. Über Frankfurt a. M. kam er in die Hansestädte, von der Ostsee nach Berlin, von hier durch Polen und wieder über Deutschland nach seinem Aarau zurück. Die Reise hatte nicht nur seine Anschauungen und Kenntnisse erweitert und vertieft, sondern ihm auch mannigfache Gelegenheit zur Anknüpfung neuer Handelsverbindungen gegeben.

In der Heimat nahm er zunächst wieder den Tuchhandel auf, allein sein Hauptziel war und blieb die Seidenbandfabrikation. Er begann selbst zu weben und wanderte mit seinen Erzeugnissen manchmal zur Messe nach Zurzach, nicht ohne Erfolg seiner Mühen.

Endlich öffnete sich ihm der breite Weg: die Herren Brutel boten ihm ihre Fabrik zum Kaufe an. Mutig und zuversichtlich schlug er ein, wiewohl er zunächst nicht sah, wie die Schuldenlast mit Ehren zu tragen sei. Allein, da es seinem Erfindungsgeiste gelang, Neuerungen und Verbesserungen einzuführen, die sowohl der äußern Gediegenheit als der Dauerhaftigkeit der Bänder zugute kamen, so konnte er seinem Geschäfte eine immer größere Ausdehnung geben. Er zog die Hausindustrie heran und beschäftigte in den Gemeinden der Kantone Bern und Basel zahlreiche Webstühle. Der Handel mit den Seidenbändern ging über die Grenzen der Schweiz hinaus nach Deutschland, Italien, Polen und Rußland, nach Spanien und Westindien, bis nach Ostindien. Johann Rudolf Meyer wurde ein reicher Mann, aber er blieb ein einfacher Mann, in seinen Gesinnungen, wie in seinem Verhalten und trug immer ein Kleid aus demselben grauen Tuche, dem er sein Emporkommen dankte.

Er hatte bald nach seiner Heimkehr von der großen Reise mit Elisabeth Hagnauer, von Narau, einen Hausstand gegründet, den im Laufe der nächsten zwölf Jahre eine Schar von Knaben und Mädchen erfüllte. Als die Gattin bald starb, verheiratete er sich (1783) mit Marianna Renner, von Midau, die ihm auch einen Knaben schenkte. Um diese Zeit baute er das große Haus (heute Feersches Haus) vor der Stadt neben dem Kornhause, und bald darnach richtete er seine Fabrik im ehemaligen Kloster an der Halde ein; der Türsturz über dem Eingang (des jetzigen Altersasyls) trägt heute noch die Inschrift: Seidenband Fabrik 17 N. N. 87. Auch das gegenüberliegende Haus an der Milchgasse gehörte ihm, und von dessen Keller aus baute

er den Bogen über der Golattenmattgasse nach der Klosterkapelle. Auch hier erinnert die beiderseits angebrachte Inschrift 1784 J. N. M. an den Erbauer.

Und der Reichtum brachte ihm Segen, der sich auch bald über weite Kreise ergoß; aber er brachte auch Neider und gar Verleumder. Es wurden Gerüchte laut und geglaubt, das Geld sei auf unreelle Weise erworben worden, Falschmünzerei sei im Spiele, Meyer habe einen Bund mit dem Teufel geschlossen. Ja, es fanden sich etwa Leute vom Lande bei ihm ein, die sich ebenfalls dem Teufel verschreiben wollten, um Schätze zu erlangen, und baten ihn, ihnen dazu zu verhelfen. So klagte ihm eine arme Frau aus dem Kanton Basel ihre tiefe Not, in der sie ihre vielen Kinder nicht mehr zu ernähren und zu kleiden vermöge. Unter vielen Tränen und nach langem Kampfe mit sich selbst erklärte sie sich bereit, ihre Seele dem Teufel zu opfern, wenn sie dadurch ihre Kinder erretten könne.

Erfüllten solche Szenen den frommen Mann mit tiefstem Unwillen, der sich freilich weniger gegen die misleiteten Unglücklichen als gegen diejenigen wandte, die er für solche Rückständigkeit in der Erziehung des Volkes verantwortlich machte, so zeigten sie ihm auch die mannigfachen Wege, wie nach dem Wunsche seines guten Herzens zu helfen war. Wer sich an ihn wandte, konnte seiner Hilfe sicher sein. Eingedenk seiner eigenen dürftigen Jugend sorgte er für die Erziehung so mancher armen Knaben, besonders wenn es sich um verwaisete handelte, bis sie sich selbst durchbringen konnten. Er gab Darlehen ohne Zinsen und verzichtete dann auch auf die Rückerstattung der geliehenen Summe. Aber er ging auch selbst den Leuten nach, um ihre Verhältnisse kennen zu lernen und ihnen zu raten, wo sich Mißstände zeigten. Eine wahrhaft väterliche Fürsorge wandte er seinen Arbeitern zu, besonders auch in Zeiten der Krankheit; er war sich bewußt, daß er letzten Endes den Gewinn aus seinem Betriebe der Arbeit ihrer Hände verdanke, so daß davon ein Teil wieder



Joh. Rud. Meyer, Vater
(Nach der Lithogr. von W. Hasler)

auf sie zurückfließen müsse. Daß bei größern Unglücksfällen, bei einer Feuersbrunst, bei Zerstörungen durch Naturereignisse seine Hand sich weit öffnete, ist selbstverständlich. Alle Guttaten geschahen im Geheimen; selbst die Gattin erfuhr ihren ganzen Um-

fang erst nach Meyers Tode, als ihr seine genau geführten Rechnungsbücher zugänglich waren.

Mit den sich mehrenden Mitteln weiteten sich auch seine Gedanken und Pläne. Eine Fülle von Ideen regte sich in dem Kopfe dieses rastlosen Mannes. Immer galt es für ihn zu wirken, und besonders dort zu wirken, wo die öffentliche Kraft versagte, sei es daß die Einsicht noch fehlte oder das Geld. Nicht alles, was er plante, trat hervor; nicht alles, das er unternahm, glückte; einige Gedanken waren offenbar noch verfrüht. Aber all dies zusammen natürlich mit den zu einem glücklichen Ende geführten Unternehmungen erweisen Joh. Rudolf Meyer als einen Kulturschöpfer von ungewöhnlichem Ausmaße.

Aus einer Schuld waren ihm Rebberge von nicht geringem Umfange am Hungerberg zugefallen. Eine Nachschau überzeugte ihn von der mangelnden Pflege der Reben. Also ließ er sofort Leute aus Gegenden, wo man den Rebbau genau kannte, aus der Waadt und dem Elsaß kommen; ebendaher verschaffte er sich neue Pflänzlinge. Die fremden Arbeiter, deren bessere Werkzeuge Meyer nachbilden ließ, unterrichteten einheimische Arbeiter in der richtigen Pflege des Weinstockes, z. B. auch durch tieferes Umgraben des Erdreichs. Den überkommenen Rebbergen fügte Meyer durch Kauf weitere Gelände hinzu. Bald hatte er die Freude zu sehen, daß seine Mühe sich durch das Gedeihen seiner Reben und durch die Gewinnung eines wirklich guten Weines lohnte.

Doch nun handelte es sich darum, auch andere solchen Erfolges teilhaftig zu machen. Er sparte gegenüber denen, die ihm nachzueifern wollten, nicht mit Lehre und Rat, und verschenkte nach allen Seiten Ableger und Pflänzlinge, so daß nicht nur der Aarauer Rebberg, sondern weithin die Hänge des Juras, wo Reben wuchsen, sich in erfreulichem Gedeihen zeigten. — Heute hat sich bei uns manches geändert: der Aarauer Rebberg am Hungerberg ist bis auf kleine Reste zurückgegangen. Häufige

Mißjahre, die vermehrte Einfuhr fremder Weine, das sind die wichtigsten Ursachen.

Daß Meyer hier etwas Schönes und Gutes gelungen war, gereichte ihm zur besondern Freude. Die Gänge nach dem Nebberge dienten ihm fortan als Erholungsspaziergänge — andere kannte er überhaupt nicht. —

Im fernern beschäftigte Meyer der Gedanke der Versorgung unserer Stadt mit besserem Trinkwasser. Von altersher bezog die Einwohnerschaft ihr Koch- und Trinkwasser aus dem Stadtbache. Bei Regenwetter oder gar noch Gewittern war aber dieses Wasser völlig getrübt. Meyer erinnerte sich eines früher unternommenen Versuches, Gutes Wasser aus dem Roggenhauser Tälchen herbeizuholen. Er wiederholte den Versuch und speiste mit Hülfe zweier auf seine Kosten gelegter Röhren wenigstens den Herkulesbrunnen beim Wildenmann in der vordern Vorstadt. Die Stadt ließ es nicht an Zeichen der Dankbarkeit fehlen.

Die Gänge über die Aare nach seinem Nebberge hatten ihm immer wieder die schädlichen Wirkungen des ungebändigten, bald mehr nach der einen, später wieder mehr nach der andern Talseite ausgreifenden Flusses dargetan. Diese im Laufe der Zeit oft wechselnde Stromrichtung war es ja auch, die die vielen Einbrüche unserer Brücke verschuldete. Meyer erkannte, daß nur gründliches Eingreifen wirkliche Abhilfe bringen könne. Zugleich hoffte er, dem wilden Strome ertragreiches Land zu entreißen. Von den Behörden erhielt er, trotzdem er seine finanzielle Hülfe anbot, nur freundliche Worte. So entschloß er sich denn, die ganze Korrektion des Aarelaufes von Schönenwerd bis Biberstein auf seine Kosten durchzuführen. Da traten allerdings seine Familienmitglieder dazwischen und vermochten, wenn auch nur mit Mühe, ihn von einem Plane abzubringen, für den doch seine Mittel nicht ausgereicht hätten.

Ganz gleich erging es einem andern Gedanken, der der Zeit

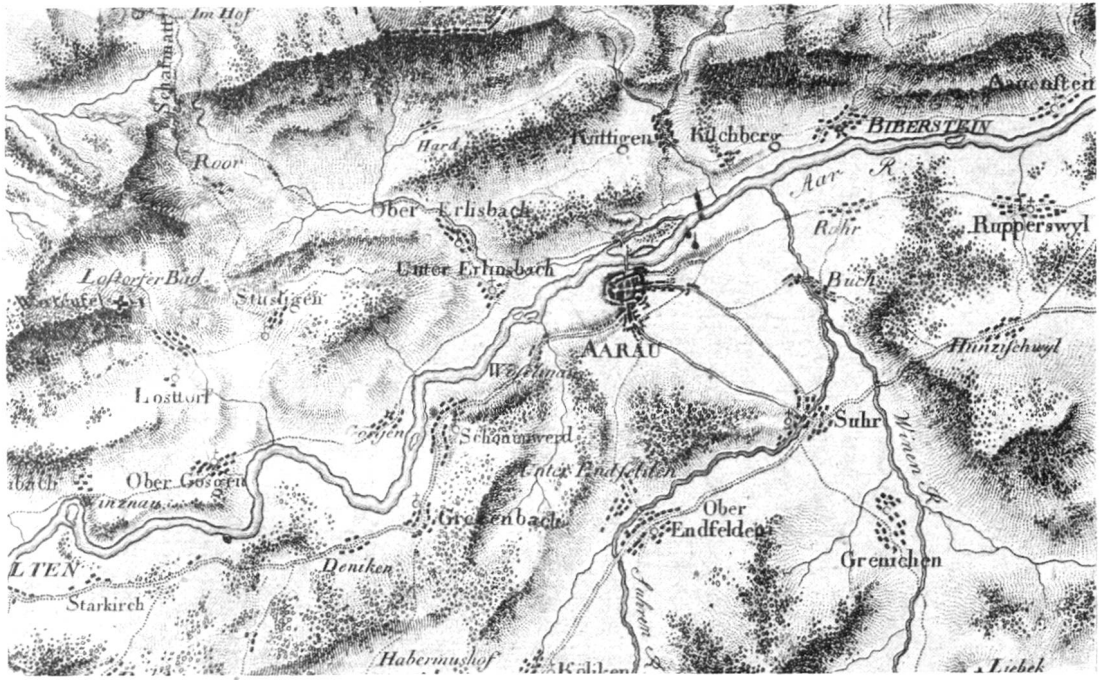
vorausseilte und in seinem ganzen Umfange auch heute nicht verwirklicht ist: die Errichtung einer Feuerversicherungsanstalt für die ganze Schweiz, oder wie er sich ausdrückte: eine Verbrüderung der Schweizer zur Linderung der Brandschäden. Auch dieses Werk wollte er aus eigener Kraft errichten; denn als es hieß: es ist dazu jetzt nicht die Zeit, erwiderte er: Allerdings, denn es ist eine Zeit der Noth. Auch hier wurde er durch die Nächsten, wenn auch mit Mühe, zurückgehalten.

Ein anderes großes Werk, zu dem er den ersten Anstoß gegeben hatte, sah er wenigstens gegen Ende seines Lebens in Angriff genommen. Auf seinen stets wiederholten Schweizerreisen war Meyer öfters in die Gegend zwischen dem Zürich- und dem Balensee gekommen und hatte gesehen, wie sehr die Bewohner unter den dort herrschenden unglücklichen Verhältnissen litten. Die aus dem Glarnerlande hervorbrechende Linth, der ein richtiger Abfluß fehlte, legte ihr Geschiebe von Steinen und Sand hier nieder, und da das Wasser zum Theil zurückblieb und den flachen Talboden überdeckte, war hier ein weites, wüstes Sumpfgelände entstanden, dessen feuchte und faule Dünste die Luft verpesteten und die Gesundheit der Anwohner schädigten. Das Schicksal dieser Leute ging Meyer zu Herzen; aber nicht gewohnt, nur Mitleid zu hegen, dachte er auf Abhülfe. Er suchte sie bei der Helvetischen Gesellschaft, deren eifriges Mitglied er war, da ihr Ziel, das vaterländische Gefühl zu wecken und zu pflegen, doch seinem Wesen völlig entsprach. Für das Jahr 1793 hatte ihn die Gesellschaft zu ihrem Vorsitzenden gewählt, und in seiner Eröffnungsrede an der Jahresversammlung in Olten stellte er in bewegten Worten das große Elend jener Landschaft dar und forderte zur Hülfe auf. Die Rede machte tiefsten Eindruck auf die Hörer, und einer von ihnen, der Ingenieur Joh. Conrad Escher von Zürich, griff den Gedanken auf und entwarf die Pläne für die Entsumpfung des Linthgebietes. Die helvetische Revolution und der Krieg der Mächte gegen Frankreich auf unserm Boden

hinderten zunächst die Ausführung. Doch 1807 begann Escher das Werk, unterstützt von der Tagsatzung und durch Zuwendungen aus allen Teilen des Volkes.

Und nun ist noch dreier großer Unternehmungen zu gedenken, die alle zum guten Ende geführt, dem Namen Johann Rudolph Meyers für alle Zeiten größte Anerkennung sichern: die Errichtung eines schweizerischen Kartenwerkes, die Erstellung der Gemäldegalerie von Schweizer Trachten, sein Anteil an der Gründung der Aargauischen Kantonschule.

Die jugendliche Begeisterung für unsere Gebirgswelt, die seinerzeit den jungen Meyer bei seiner ersten Wanderung durch die Alpen ergriffen hatte, war nicht von ihm gewichen; er hatte sie auf seinen spätern Reisen nur vertieft. Da sah er in Luzern das berühmte Relief, welches der luzernische Generalleutnant Ludwig Pfyster, Herr zum Wyer (1716—1802) in den Jahren 1766 bis 1785 erstellt hatte. Es umfaßte den größten Teil der Urschweiz, fast den ganzen Kanton Luzern und Grenzgebiete der Kantone Bern, Aargau und Zürich. Die nötigen Vermessungen hatte der Ersteller selbst gemacht; es war aus Wachs und Gips geformt und aus 136 Stücken zusammengesetzt; fast in der Mitte liegt Luzern. Der horizontale Maßstab ist ungefähr 1 : 25 000, der vertikale 1 : 10 000. Meyer faßte alsbald den Gedanken, das ganze Hochland zwischen Boden- und Genfersee derart darzustellen. Natürlich mußte ein bedeutend kleinerer Maßstab gewählt werden, und doch sollte größte Genauigkeit auch im Einzelnen herrschen. Meyer schickte Geometer für die Vermessungen und Zeichner zum Festhalten der Bergformen von den verschiedenen Seiten aus. Die Gehülfen, die denn auch das Modell aus einer Masse von Gips, Sand, Kalk, Wachs und Harz herstellten, waren der Straßburger Johann Heinrich Weiß und der Engelberger Joachim Eugen Müller, einst Geißbube, dann Ingenieur und Thalammann. Das Modell erhielt eine Größe von 4,50 Meter auf 1,50 Meter im Maßstabe von 1 : 60 000. Ab-



Ausschnitt aus dem Meyerschen „Atlas Suisse“

güsse des Ganzen gelangen nicht, bloß von einzelnen Teilen ließen sich Formen herstellen, deren Gipsabdrücke an Freunde verschenkt wurden, indessen das Ganze später nach Paris kam. Auf den Wunsch der helvetischen Regierung ließ Meyer auch ein Relief der Habsburg für Kaiser Franz II. herstellen.

Als sich die Schwierigkeiten einer Vervielfältigung meldeten, faßte Meyer sogleich den Entschluß, die Vermessungen zu erweitern und eine Karte des ganzen Schweizerlandes herstellen zu lassen. Es schwebte ihm ein Werk vor, das an Genauigkeit der Darstellung und Schönheit der Ausführung nicht nur alle vorhandenen schweizerischen Karten weit überholen, sondern was es sonst an guten Karten gab, erreichen sollte. Die Übertragung der Zeichnung auf Kupfer besorgten die Kupferstecher E. Guérin, J. Eichler und der nach Aarau gezogene Berner Sam. Joh. Jak. Scheurmann. 1786 wurde das Werk begonnen, 1796 erschien das erste Blatt, 1802 lag der ganze „Atlas Suisse levé et dessiné par J.M. Weiß aux frais de J.R. Meyer à Aarau dans les années 1786 à 1802, gravé par Guérin, Eichler et Scheurmann“ vor, 16 Blätter umfassend, im Maßstabe von 1 : 108 000.

Die Aufnahme des Werkes entsprach nun Meyers Hoffnungen keineswegs. Es erhob sich sogleich eine, wie erkannt ist, übelwollende Kritik, doch äußerten sich auch ruhige und sachliche Beurteiler in viel günstigerem Sinne. Hervorgehoben wurde, daß das Hochgebirge noch nie eine so gute Darstellung gefunden habe, indessen die flachern Landesgegenden eher weniger gründlich behandelt seien; doch wurde die Wiedergabe der Gegend zwischen Aarau und Olten besonders gerühmt. Jedenfalls ist der Meyersche Atlas die beste Schweizerkarte geblieben, bis ihn die Glanzleistung Dufours verdrängte. Den Führern der 1799 in der Schweiz kämpfenden Truppen diente, was schon erschienen war, als Grundlage für ihre Operationen.

Ungefähr gleichzeitig mit der Unternehmung des Reliefs und

des Kartenwerks schritt Joh. Rud. Meyer, in gewissem Sinne im Zusammenhange damit, zur Ausführung eines neuen Gedankens. Nicht nur die Formen unseres Landes wollte er dauernd festhalten lassen; auch die Bewohner der Täler, die sich von einander in Gestalt und Tracht, in Sitten und Gebräuchen so sehr unterschieden, wollte er in charakteristischen Bildern dargestellt haben. Und er fand den hiefür geeigneten Mann. In Luzern lebte der Maler Joseph Reinhardt aus Horw (1749–1829), der schon 1789 ein „Kunstkabinett von 46 Familiengemälden oder 132 Porträts von Personen in Nationaltracht und niedlicher Gruppierung“ geschaffen hatte (sie befinden sich jetzt im Hotel National in Luzern), und der sich nun von Meyer zur Fortsetzung des Werkes gewinnen ließ. Auf Meyers Kosten reiste der Künstler mehrere Jahre lang durch die verschiedenen Kantone der Schweiz. Das Ergebnis seiner Studien war eine zweite Serie von 136 Porträts, welche uns nicht nur die Trachten der damaligen Zeit von Appenzell bis Genf vorführen, sondern auch oft die Dargestellten in ihren, den Landschaften eigentümlichen Hantierungen zeigen. Meyer war stolz auf seinen Besitz, um so mehr, als etwas Ähnliches noch nirgends da war. Jedem, der die Sammlung zu sehen kam, auch Fremden, zeigte er sie mit Freuden. Sie galt als wahre Sehenswürdigkeit unserer Stadt. Der größte Teil dieser interessanten Bilder kam 1857 nach Bern und wird jetzt im Historischen Museum aufbewahrt; elf sind zerstreut.

Wir haben allen Grund, Meyer auch für diese Schöpfung dankbar zu sein.

Aber das wertvollste Geschenk ist doch die Aargauische Kantonschule. Der erste Gedanke freilich ist nicht Meyer entsprungen, sondern gehört wohl dem damals in Aarau lebenden Berner Bergdirektor Samuel Gruner an, der die Gründung einer Kantonschule lebhaft befürwortete und im März 1801 einen ersten Organisationsentwurf lieferte. „In dem lebhaften Gefühle der großen Gefahr“ — so heißt es am Eingange des Berichtes über



Joseph Reinhart, Zuger Tracht, Buonas

die Eröffnung — „die das aufwachsende Geschlecht bedrohet, wenn es zu seiner besseren Bildung die künftige Erholung der entkräfteten Staatskassen abwarten sollte, hat eine ansehnliche Gesellschaft hiesiger Bürger, die bei den namenlosen Übeln, welche die Revolution mit sich führte, ihre Vortheile nicht verkennen, und den kostbarsten Gewinn, daß durch sie die Hindernisse der freyen Geisteskultur beseitiget sind, in ihrem ganzen Werthe zu schätzen wissen, — vor einem halben Jahre durch beträchtliche Geldsummen den Grund zu unserer neuen Schulanstalt gelegt.“

Jene Gesellschaft bestand aus 114 Aarauer Bürgern, welche sich zur Bezahlung eines jährlichen Beitrages, zunächst auf sechs Jahre verpflichteten; der Gesamtbetrag der Zeichnung belief sich auf Fr. 6982; der kleinste Beitrag war 4 Fr., den größten, 1280 Franken, zeichnete Joh. Rud. Meyer. Man könnte annehmen, daß er, indem er einen stattlichen Beitrag leistete, an seinen jüngsten Sohn und die beiden Enkel und ihre künftige Erziehung dachte (alle drei waren noch Knaben von 8—11 Jahren); allein bei dem Manne, der überall zuvorderst stand, wenn etwas Großes, die Menschen Förderndes im Werke war, sind solche Nebengedanken nicht angebracht, wenn ihm auch wohl die Aussicht, für seinen Nachwuchs eine Bildungsstätte zu gewinnen, gewiß willkommen war. Die Kantonsschule wurde am 6. Januar 1802 mit einer Feier in einem Saale des städtischen Rathhauses in Anwesenheit der 114 Gründer, der Lehrer, der 40 Schüler, des Erziehungsrates und vieler Freunde der Jugend eröffnet. Die Einleitung bildete eine Symphonie, gespielt von einem „Musikcorps aus Bürgern von Aarau“. Nach ihr trat Johann Rudolf Meyer, „als ältester der Fundatoren eingeladen, als Redner auf, und die Erscheinung des in aller Hinsicht ehrwürdigen und um das öffentliche Wohl der Stadt und der Gegend verdienstvollen Greises, der mehrere Söhne unter den Fundatoren zählt und bald mehrere Enkel unter den Schülern der Kantonsschule



Joseph Reinhart: Tracht von Hergiswyl

zählen wird, erweckte schon die Ehrfurcht, welche seine Rede einflößte.“ Diese aber war ganz auf den Ton gestimmt: die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang, und floß also aus seiner tiefinnersten Überzeugung.

Noch zweimal, 1807 und 1811, wurden Beiträge gezeichnet, doch beschränkte man die Verpflichtung auf vier Jahre. Aber trotzdem sich jetzt auch die Stadt dabei beteiligte, ging die Gesamtsumme immer mehr zurück: wenn die junge Gründung am Leben erhalten bleiben sollte, so war die Unterstützung durch den Kanton dringend notwendig. Meyer erlebte noch die Freude, daß zwar nicht eine staatliche Unterstützung gewährt, sondern die Schule durch den Kanton ganz übernommen wurde. Es geschah dies auf Grund eines Großratsbeschlusses vom 7. Mai 1813 durch die Übereinkunft vom 5. Juli 1813: „Die bisherige Kantonschule in Aarau wird zu der im Dekret vom 7. Mai 1813 beschlossenen höhern Lehranstalt des Kantons, mit Beibehaltung ihres gegenwärtigen Namens erhoben und errichtet.“

Der Kantonschule erwies Meyer noch einen andern Dienst. Seit 1790 gehörte ihm das Schloßchen, und hier richtete er nach der Gründung der Schule eine Pension für Zöglinge der Schule ein. Ob er zu diesem Zwecke wirklich das obere Stockwerk des Schloßturmes aufgebaut oder nur einen Umbau vorgenommen hat, ist nicht entschieden.

Schließlich sei hier noch einer Anregung Meyers gedacht, die auch ihre Früchte trug.

Meyer war von Heinrich Zschokke 1802, mit dem er schon zu Beginn der helvetischen Periode bekannt geworden war, um Beihülfe auf der Suche nach einem stillen Sitze auf dem Lande gebeten worden, da er sich aus dem politischen Leben zurückziehen wünschte. Meyer hatte dann den Suchenden auf das leerstehende Schloß Biberstein aufmerksam gemacht und ihm bei der Übernahme und der Einrichtung der Wohnung unter dem Beistande seiner Gattin geholfen. „Eines Tages“, so erzählt Zschok-

te, „trat er zu mir und sprach: ‚Gott hat mir über Nacht einen Gedanken eingegeben, der führt mich zu Ihnen. Was sagen Sie zu Bonapartes Mediationsakte? Ist sie nicht eine bloße Brücke, die er über den Abgrund schlug, den die Revolution aufgetan hatte, um uns unmerklich in die alte Zerstückelung und Ohnmacht des Vaterlandes, zur alten Patrizier- und Priesterwirtschaft, zur Verdummung und Wiederverknechtung unseres Volks zurückzuführen statt zur Freiheit und Stärke durch Aufklärung und Versittlichung der Nation? Warum legen Sie nun müßig die Hände in den Schoß und schweigen dazu? Treten Sie noch einmal als Schweizerbote hervor wie vor fünf Jahren in Luzern mit Ihrem Volksblatt. Belehren Sie die Leute von dem Schatz der Freiheit, den man ihnen erkämpft hat; die Leute kennen ihn noch nicht. Wenn sie ihn aber kennen gelernt haben, lassen sie ihn nicht wieder von herrschsüchtigen Schlaufköpfen sich aus den Händen locken. Sie werden ihn festhalten und zu mehren wissen.‘ Wir sprachen vieles darüber. Der ehrwürdige Patriot hatte nicht nur in der Sache recht, sondern auch den mir angemessensten Beruf angegeben.“

Da es gelang, einen jungen Buchdrucker, Heinrich Remigius Sauerländer aus Frankfurt, der sich in Basel niedergelassen hatte, für Narau zu gewinnen, kam der Plan sogleich zur Ausführung. Von 1804 an erschien der „Schweizerbote“ einmal wöchentlich; die ersten Jahrgänge wurden in dem sog. Meyerhausa an der Halde gedruckt.

Damit ist auch die Überleitung zur Betrachtung von Meyers politischer Tätigkeit gegeben. Er hat freilich die Politik nicht gesucht, sie hat ihn gesucht und dem eher Abgeneigten sich aufgedrängt. Denn daß ein Mann wie Johann Rudolf Meyer nicht zurückblieb, wenn öffentliche Verpflichtungen an ihn herantraten, oder wenn öffentliche Aufgaben ihn suchten, bedarf keiner Begründung. Dazu fühlte er sich seiner engern und weitern Heimat als ihr Bürger viel zu stark verbunden und verpflichtet.

Er leistete Militärdienst und wurde Hauptmann, ohne daß wir hierüber irgend etwas Genaueres erfahren. Doch ist sein Interesse für diese Seite vaterländischer Einrichtungen deutlich zu erkennen. Er nahm teil an der 1779 gegründeten Militärisch-Helvetischen Gesellschaft, besonders seit sie ihre jährlichen Versammlungen (seit 1788) in Aarau abhielt. Hier wird er auch von dem in Zürich gegründeten Kadettenkorps vernommen und den Gedanken gefaßt haben, für seine Vaterstadt etwas Ähnliches zu schaffen. Jedenfalls knüpft die Überlieferung die Gründung des Aarauer Kadettenkorps 1789 mit an seinen Namen, und er stiftete auch gleich zu Anfang 50 Kadettengewehre.

In derselben Zeit auch war es, daß die städtischen Ausschüsse, die ihm den Dank der Stadt für die Wasserleitung überbrachten, in ihn drangen, sich in die städtische Behörde wählen zu lassen. Diese, genannt „Räthe und Bürger“, wurde geleitet von zwei gewöhnlich sich ablösenden Schultheißen. Die 45 Mitglieder teilten sich in den kleinen „Rat“; die übrigen, „die Bürger“, bildeten den größern Rat und kamen nur in wichtigern Fällen mit jenem zu gemeinsamer Beratung zusammen. Meyer, vor die Wahl gestellt, zog die Mitgliedschaft bei den „Bürgern“ vor, um nicht zu sehr von seinen Geschäften abgezogen zu werden und hoffte, auch so tätig mitwirken zu können. Und in der That zeigte sich bald, daß da eine energische Hand eingriff, die mit Altem aufräumte und die Bahn für Neuerungen und Besserungen freimachte.

Nun begann mit dem Jahre 1789 in Frankreich die große Revolution. Meyer sah die Bewegung mit Freuden entstehen, „daß ein großes Volk“, wie er schrieb, „nach dem Beispiel unserer Väter, ein unerträglich Joch abgeschüttelt hat“. Auch er litt unter der stets weiter gediehenen Bevormundung des Landes durch die Regierung in Bern. Er beklagte sich über die Hindernisse, die dem zunehmenden Handel in den Weg gelegt würden, über die Einschränkung der Gerichtsbarkeit seiner Vaterstadt. Schon

1790 hatte sich in Aarau ein Bürgerausschuß gebildet, um die alten Rechte und Freiheiten in bezug auf Weinkauf und Fruchteinfuhr zu untersuchen. Auch er gehörte diesem Ausschusse an, suchte aber im Sinne der Beruhigung zu wirken, ermahnte zu sachlicher Prüfung, warnte vor der Gefahr, sich verheßen zu lassen. Er zog es vor, sich an seine Berner Freunde brieflich zu wenden, mit der Bitte, auf die Wünsche seiner Mitbürger billig Rücksicht zu nehmen. Allein, er mußte zu seiner schmerzlichen Enttäuschung erfahren, daß seine gute Absicht verkannt worden war. Man ersieht dies aus einer Zuschrift, welche er etwas später im Namen von mehr als hundert Bürgern an seine Freunde in Bern schickte. Er entrüstet sich darin über Verleumdungen, „als wenn zu Aarau die Fahne des Aufruhrs schon aufgesteckt und nur noch die Franzosen zur Mithülfe erwartet würden“. Ebenso mußte er andere Beschuldigungen zurückweisen. Doch es half nichts, man hielt die Aarauer für Rebellen, Meyer wurde gar als Jakobiner verschrieen, und geheime Kundschafter behorchten was er sagte.

Doch die Dinge entwickelten sich; man sah, daß Frankreich den Eingriff in die Schweiz vorbereitete. Noch reiste Meyer, dem solche fremde Einmischung als ein Unglück erschien, nach Basel, um dem französischen Geschäftsträger zu erklären, seine Hülfe sei in Aarau nicht erwünscht. Aber als der Einmarsch der französischen Heere im März 1798 doch erfolgte, suchte er auch hier das Gute heraus und betrachtete sie „als das von der Vorsehung gemachte Werkzeug unserer Wiedergeburt“.

Aarau wurde, wie man weiß, provisorische Hauptstadt der umgestalteten Schweiz, der Helvetischen Republik. In seinen Mauern saß die Regierung, das fünfgliedrige Direktorium, und die gesetzgebende Behörde, die sich aus zwei Kammern, dem Großen Räte und dem Senate zusammensetzte. In jenen schickte jeder der neuen Kantone acht, in diesen vier Mitglieder. Die Stadt

Aarau übertrug das von ihr zu vergebende Senats-Mandat an ihren würdigsten Bürger, Johann Rudolf Meyer.

Meyers ganzem Wesen entsprach die Wahl nicht. Er hätte sie gerne abgelehnt, denn er verspürte vom Staatsmann nichts in sich. Allein das Zureden seiner Freunde und dann auch die Hoffnung am Wiederaufbau des darniederliegenden, von Fremden beherrschten Vaterlandes an seiner Stelle mithelfen zu können, bewog ihn schließlich zur Annahme.

Die Sitzungen begannen am 12. April 1798 in Aarau, wurden im September nach Luzern verlegt, und als im folgenden Jahre die innere Schweiz zum Kriegsschauplatz wurde, tagten die Behörden in Bern, der Senat bis zum 8. August 1800, an welchem Tage er aufgelöst wurde.

Der Senator Meyer griff nicht sehr oft zum Worte, er fühlte sich der Rede nicht mächtig, besaß auch keine starke Stimme. Wenn er sich zum Worte meldete, war es in Angelegenheiten, in denen er sich auskannte, in Sachen der Verwaltung, des Währungs- und Münzwesens, worüber sich zu äußern er einmal geradezu aufgefordert wurde, und ähnlicher Dinge. Oder er sprach zu Fragen, die ihn innerlich stark bewegten, wenn er glaubte zum Rechten sehen zu müssen. So trat er immer für die öffentliche Sparsamkeit ein. Dazu gehörte sein Antrag, die Zahl der Behörden oder der öffentlichen Funktionäre zu vermindern; oder der andere Antrag, der der Originalität nicht entbehrte, den Gehalt der Minister (d. h. der obersten Beamten des Direktoriums, entsprechend etwa den heutigen Sekretären der Departemente) erst am Ende eines Jahres zu bestimmen und zwar je nach dem, was sie geleistet hatten. Über die Frage der Aufhebung der Zehnten ergriff er mehrmals das Wort. Er verlangte auch, die Mitglieder des Obergerichtshofes sollten unter Verantwortlichkeit gestellt werden. Gegen Selbstsucht und unlauteres Treiben fand er deutliche Worte.

Sein Antrag, es möchte der 14. Juli (der französische Nationalfeiertag zur Erinnerung an die Erstürmung der Bastille in Paris) auch in der Schweiz gefeiert werden, bezeugt, daß ihm die freudige Anteilnahme an der französischen Freiheitsbewegung trotz allem geblieben ist. Er wurde aber abgelehnt, wie auch sein Eintreten für Beibehaltung Aaraus als Hauptstadt ohne Erfolg geblieben war.

Längere Auseinandersetzungen legte er schriftlich vor, beklagte auch etwa, er hätte gerne zu einer Sache gesprochen, wenn es ihm nicht an Rednergabe fehlte. Seine oft gehörte Forderung, man möge zum Volke „in natürlichem Deutsch“ reden, begegnete gelegentlich gelindem Spotte. Doch sieht man, daß er die Achtung der Senatsmitglieder genoß; denn sehr häufig erscheint er als Mitglied von Kommissionen, auch an deren Spitze. Und der dramatische Ausklang des Senates zeigt erst recht seine Geltung.

Der zu Anfang 1800 an Stelle des Direktoriums gewählte provisorische Vollziehungsausschuß, der sich aber bald den Anhängern des Alten näherte, forderte am 7. August die Räte auf, sich aufzulösen. Der Große Rat gehorchte, der Senat kam erst am folgenden Tage zur Entscheidung. Die Meinungen waren geteilt, unter Tumult und Geschrei setzten man sich gegenseitig auseinander. Als der Präsident die Versammlung aufgelöst erklärte und seinen Hut suchte, folgte ihm Spott und Hohn.

In diesem Augenblicke höchster Unordnung bestieg Joh. Rud. Meyer den Präsidentenstuhl. Lebhaftes Bravorufe empfingen ihn, und die sofort angehobene Abstimmung bestätigte ihn. Er sagte: „Wir hätten eine anständige Entlassung verdient. Ich habe meine Stelle nicht für Eigennutz bekleidet, denn ich gab das Einkommen meiner Stelle jedesmal den Armen meines Kantons. Ich habe den besten Willen gehabt, Gutes zu tun.“

Mit Meyers eigenmächtiger Handlung war die Würde des Senats gerettet, und im Gefühl der Würde beschloß der Rat:

„Der Beschluß des Großen Rates sich zu vertagen, kann nicht angenommen werden.“ An der Spitze der 22 Unterschriften stand die des Präsidenten.

Tatsächlich aber wurde dem Senat die Fortsetzung der Verhandlungen unmöglich gemacht. Meyer kehrte nach Aarau zu den Seinigen und seinen Geschäften zurück. „Erlöst von meinen Banden“, das war der Ausdruck der Stimmung, die ihn beseelte.

Doch noch einmal rief ihn die Politik. Es war im Spätherbst 1802. Bonaparte berief eine Versammlung schweizerischer Vertrauensmänner (Consulta) zur Beratung der Neugestaltung des Landes nach Paris. Der Aargau schickte 10 Abgeordnete, darunter auch Meyer, „weiland Senator, als ehemaligen Beamten“. Er verband mit dieser Reise den Besuch bei seiner in Paris verheirateten Tochter; gleichzeitig verhandelte er auch über den Verkauf seines Reliefs. Doch die Art, wie die schweizerischen Angelegenheiten behandelt wurden, sagte ihm nicht zu, und er kehrte vor dem Abschlusse nach Aarau zurück.

Wieder übernahm er die Last seiner Geschäfte, nur einen Teil davon seinem ältesten Sohne überlassend; er hatte sie sogar durch den Ankauf bedeutender Ländereien in Bayern vermehrt. Aber auch jetzt, in höherm Alter, war er nicht frei von übler Nachrede, die ihn beinahe bis zum Tode verfolgte. Wieder ging das Gerücht wegen Falschmünzerei; und aus der Gründung der Kantonschule schöpften die Verleumder die Behauptung, er wolle die christliche Religion abschaffen. Wenn er sich freimütig über Staat oder Kirche aussprach, so wurden seine Worte oft mißdeutet oder verdreht. Er nahm solche Dinge nicht allzu schwer; doch tat es ihm weh, wenn dahinter Leute standen, die von ihm Wohltaten erfahren hatten. Dagegen, wie überhaupt gegen Ungerechtigkeit, lehnte sich sein Gefühl mächtig auf. Zeigte sich Neue, so war er hinwiederum leicht zu besänftigen.

Meyer wird uns als von hoher Gestalt in fester Haltung geschildert. Zu seiner Kleidung verwendete er immer noch jenen



Joh. Rud. Meyer



Marianne Meyer, geb. Renner

grauen Stoff, der ihn an seine erste geglückte Unternehmung erinnerte. Den Schnitt des 18. Jahrhunderts behielt er bei, wie auch die Haartracht mit Zopf und Puder. Den Kopf bedeckte der alte dreieckige Hut, die Hand trug einen Meerrohrstock mit goldenem Knopfe.

Die Häuslichkeit war einfach, aber gediegen eingerichtet. Einfach war auch die Lebensführung des Mannes. Die Mahlzeiten waren bürgerlich, der Wein, der auf den Tisch kam, stammte aus Meyers Neben. In frühern Jahren hatte er nach dem Mittagsmahl ein Kartenspiel mit Freunden geliebt, das dann aber nach deren Wegsterben aufhörte. Doch saß er auch später gerne mit Freunden oder Bekannten zusammen. Evers berichtet sicher aus eigener Anschauung, wenn er sagt: „Für das alltägliche Leben hatte er wenig Redensarten, dem Reichen vergleichbar, dem Scheidemünze für den Bettler mangelt. Aber die Wohlmeinheit und Zutätigkeit, die aus allen Zügen hervorleuchtete, die launigte Art, wie er erzählte, der Reichtum an Bildern, aus dem gemeinen Leben gegriffen, und der stille Frohmuth, der über sein ganzes Wesen ausgegossen war, machten ihn zum angenehm-

sten Gesellschafter. Wer sah ihn jemals, wenn er, nach Gewohnheit seiner spätern Jahre, beim Abendtrunk vom Tagwerk ausruhte, und riefte nicht gern das heitere Bild zurück: wie angenehm er dann aufgereggt, bald in gemeinnützigen Entwürfen oder erfahrungsreichen Sprüchen, bald in manchem Schwank und munterer Erzählung, nun in ernstem Gespräche über göttliche Dinge, und nun in vergnüglicher Erinnerung der vergangenen Tage Herz und Sinn vertraulich öffnete!"

Gelesen hat Meyer kaum etwas; ihm fehlte die Zeit, weil ihm die Neigung fehlte. „Ich habe“, sagte er selbst, „nichts gelesen, als in meiner Jugend den Gellert und die Contes d'Oxenstirn.“ In der spätern Zeit nahm er etwa Johann Peter Hebels Alemannische Gedichte vor (erschienen 1803), deren Gemüthlichkeit ihn ansprach, so daß einige in seinem Gedächtnisse haften. Das Buch, zu dem er immer wieder griff, war die Bibel.

Die Lust und auch die Fähigkeit zu arbeiten, ließ ihn jede Mahnung, er möge sich Ruhe gönnen, ablehnen. Erst als er siebenzig wurde, meinte er scherzend: „Mir isch es gsi, als hätt' mer öpper e Stei i d'Hutte gleit“. Jetzt blieb die Besorgung der Neben das Einzige — und das Bauen.

Am Morgen des 6. September 1813 sagte er zu seiner Gattin: „Ich glaube, mein guter Freund will mich besuchen; das Ankleiden wird mir so sauer.“ Er pflegte den Tod seinen guten Freund zu nennen. Gleichen Tages mußte er sich niederlegen. Und nun zeigte sich die Frucht dieses Lebens in der rührenden Anhänglichkeit der Bevölkerung der Stadt und der Umgebung. So viele, denen er Gutes erwiesen, wollten ihm nochmals danken, womöglich noch einen Liebesdienst erweisen. Am vierten Tage verlor er das Bewußtsein, am sechsten (den 11. September) führte ihn sein „Freund“ von hinnen.

Es ist eigentlich ein wundervolles Bild schönen Menschentums, das uns, in seiner einheitlichen Geschlossenheit, der Lebensgang Joh. Rudolf Meyers darbietet. Aufgewachsen im Zeitalter

der „Aufklärung“ ist er von ihrem Flügelwehen erfaßt worden; aber es bleibt doch ein Geheimnis, wie es geschah, daß dieser ungelehrte Mann die Zeichen der Zeit wahrnahm und für sich nach der edelsten Seite deutete. Es konnte geschehen aus der Lauterkeit und Güte seines Wesens und aus der sichern Stellung auf dem festen Boden eines reinen und starken Gottesglaubens. Meyer lebte in der Zeit Friedrichs des Großen, des „aufgeklärten Despoten“, und man kann es verstehen, wenn etwa der Wunsch geäußert wurde, er möchte auch ein Fürstentum besitzen, damit er die Forderung, die der jugendliche Monarch gestellt hatte, erfülle: „Ein Landesherr, groß oder klein, soll als ein Mensch angesehen werden, der berufen ist, menschlichem Elend abzuhelpen, so viel er kann.“ Und in der That war Meyer das Abbild eines solchen Fürsten, wie Friedrich selbst, nur natürlich in einem viel bescheideneren Kreise und ohne Friedrichs gelegentliche Eigenheiten oder gar Gewalttätigkeiten. Die Verken- nung durch unverständige, neidische und boshafte Menschen, die Meyer oft bitter verstimmt, die er aber immer wieder über- wand, ist längst verschwunden und hat einer Verehrung Platz ge- macht, die in dem schönen Namen „Vater Meyer“ zum Aus- druck kommt; und ebenso in dem Denkstein, den ihm Aarau Be- völkerung an seinem Lieblingsspazierwege, den er sich oberhalb seiner Neben gebahnt hat, an der „Meyerschen Promenade“ am 4. Oktober 1866 gesetzt hat.

Von Meyers Familie überlebte ihn die Gattin; von den fünf Söhnen war einer im Alter von 35 Jahren vier Jahre vor ihm gestorben. Ein zweiter hatte mit 19 Jahren Aarau verlassen (1798), blieb verschollen und wurde später gerichtlich tot erklärt. Zwei Mädchen waren früh gestorben, eine Tochter, das älteste Kind, lebte mit ihrem Manne, Johann Gottlieb Hunziker von Aarau, in Paris. Ihre beiden Söhne sind vor 1833 gestorben. Der älteste Sohn war der Träger des alther- gebrachten Namens, geboren am 3. April 1768.

Johann Rudolf Meyer, der Sohn

Die Gestalt des Sohnes Johann Rudolf erscheint uns in weit schwächern Umrissen; ist uns doch auch kein Bild von ihm bekannt. Er wird uns als ein Mann von seltener Körperstärke geschildert, der Lasten hob und trug, denen drei Männer kaum gewachsen waren. Bei einem Schwingen in Interlaken ließ er sich mit einem Sennen, der alle seine Gegner besiegt hatte und nun herausfordernd im Kreise herumging, in einen Schwingkampf ein und warf ihn zu Boden.

Er leitete die Seidenbandfabrik seines Vaters*, scheint aber auch ein eigenes Geschäft betrieben zu haben; im Oktober 1799 stand die Firma J. R. Meyer, Sohn u. Comp. mit der helvetischen Regierung in Unterhandlung wegen der Übernahme des Eisenbergwerks bei Aarau, oder gar der Errichtung eines Hochofens; doch die Regierung übernahm das Werk dann (1800) in eigenen Betrieb. Er muß sich auch lebhaft mit naturwissenschaftlichen Studien abgegeben haben; als die Kantonschule eröffnet wurde (6. Januar 1802), stellte er sich auf Wunsch des Vaters als Lehrer für Physik und Chemie, ohne Besoldung, zur Verfügung, welchen Unterricht er bis zum Frühling 1803 durchführte. Dann trat er vor einem endgültig gewählten Lehrer zurück. Und 1806 begann er, in Verbindung mit einigen Gelehrten die Herausgabe eines Werkes, das den Titel trug: „Systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre“. Es erschien in Aarau; die Kosten des Druckes trug er selbst. Die drei ersten Bände enthielten „Erfahrungen über allgemeiner

* Ob die bekannten unterirdischen Stollen mit Wasserwerken auf ihn oder den Vater zurückgehen, ist nicht festzustellen. Vom Vater wurde bekanntlich behauptet, daß er in unterirdischen Gängen Falschmünzerei treibe. Doch wurde 1817 (also nach seinem Tode) der Stadtrat vom Oberamt angefragt, ob er seine Einwilligung zu solchen Grabungen gegeben habe; er antwortete, er sei gar nicht befragt worden. Also hat jedenfalls der Sohn graben lassen, vielleicht auch nur zur Erweiterung des Bestehenden.

verbreitete Potenzen“ verfaßt von Ludwig von Schmidt, genannt Phiseldack, der Arzneikunde Doctor. Der vierte Band brachte „Erfahrungen über die einzelnen Metalle“, in zwei Theilen, von denen aber nur der erste erschien. Sein Verfasser war Karl Albrecht Kielmann. Die jungen deutschen Gelehrten waren bei Heinrich Zschokke auf Schloß Biberstein untergebracht.

Aber eines ist es, das seinen Namen, wenigstens in den Kreisen der Alpenfreunde, für immer lebendig erhalten wird: er hat als allererster unter den Menschen den Gipfel der Jungfrau betreten. Wie er auf den Gedanken eines solchen Unternehmens kam, wissen wir nicht, doch vermuten können wir es. Wenn er die Schweizerkarte, die sein Vater erstellen ließ, allmählich entstehen sah, wenn er sich in die Darstellung des Hochgebirges vertiefte, wie sie vorher noch keine Karte geboten hatte, da mag ihm wohl der Wunsch aufgestiegen sein, diese höchste Bergwelt aus eigener Anschauung kennen zu lernen, das Lockende aus der Nähe zu genießen. Aber der Wunsch ist noch nicht die Ausführung. Der Sprung von dem einen zur andern, der damals etwas Unerhörtes bedeutete, konnte nur von einem kühnen Manne, der seiner zureichenden Kräfte sicher war, getan werden. Dabei ist doch anzunehmen, daß Joh. Rud. Meyer sich schon auf weniger gewagten Touren mit den Bergen, mit Eis und Schnee vertraut gemacht, wohl auch den Vater auf mancher seiner Wanderungen in die Berge begleitet hatte.

Zu seinem Begleiter wählte Joh. Rud. seinen um etwa anderthalb Jahre jüngern Bruder Hieronymus; außerdem nahm er drei von seinen Leuten aus Aarau mit, die dann aber als zu wenig vorbereitet, wieder heimgeschickt werden mußten. Am 29. Juli 1811 verließ die Reisegruppe Aarau und nahm den Weg über die Grimsel ins Wallis. Von Guttannen kam ein Träger mit; im Wallis däng man zwei Walliser Bergleute um je 25 Bazen Tagesentschädigung. Studer nimmt an, die Reisenden seien von Naters nach der Belalp und dann über den Baichgrat

ins oberste Löttschental gelangt. Von hier begann die eigentliche Forschungsreise. Wohl versehen mit Lebensmitteln und Holz, ausgerüstet mit einer Leiter und Seilen von hundert Fuß Länge, überschritten sie am 1. August die Löttschenlücke. Hier trennten sich die Brüder, um von verschiedenen Punkten aus das Ziel zu erkunden und festzustellen. Das erste Nachtlager bezog die wieder vereinigte Gesellschaft in den südöstlichen Felsen des Kranzberges. Am 2. August frühmorgens stiegen die Reisenden über den Jungfraufirn hinauf, bis sie den obersten Gipfel des stolzen Berges erblickten. An manchen Stellen mußte die Leiter gebraucht werden. Doch vor dem letzten Aufstieg zwang ein plötzlich losbrechender Föhn zur Umkehr nach der Stelle des letzten Nachtlagers.

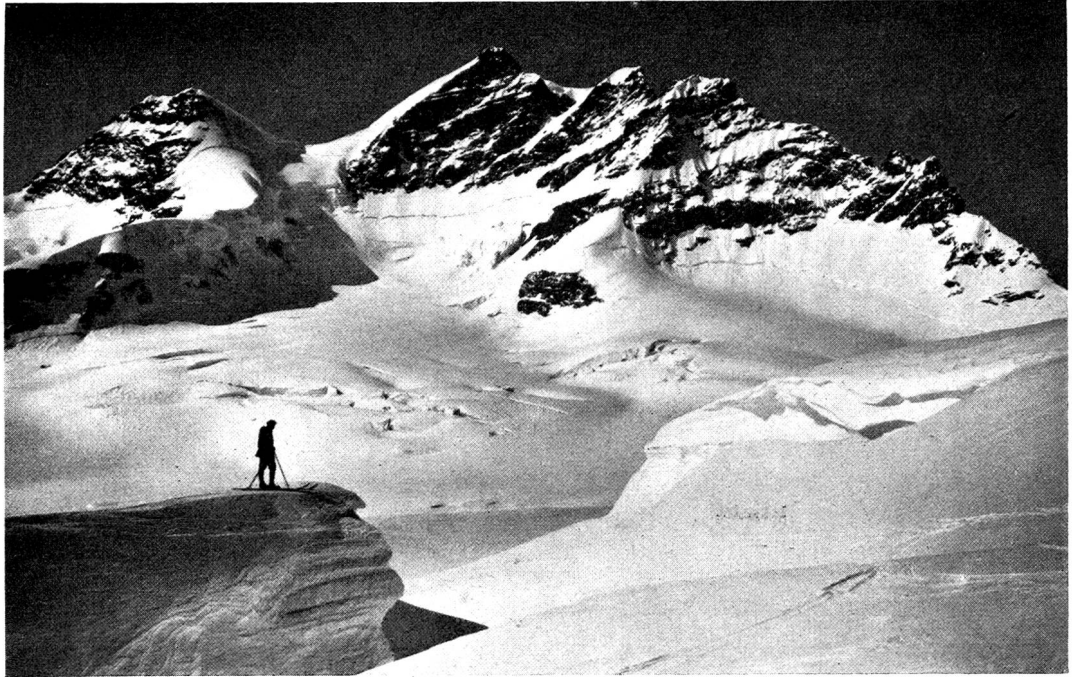
Den Nachmittag benützten die Reisenden zu neuen Erkundungen, und es ist wahrscheinlich, daß sie durch das westlich des Kranzberges gelegene Firntal gegen den Nottalgrat emporstiegen. Hier oben bereiteten sie sich das zweite Nachtlager.

Am Morgen des 3. August schickten sich Rudolf und Hieronymus Meyer mit den beiden Wallisern zum zweiten Angriff an; den Guttanner sandten sie nach den Löttschentaler Alpen zurück, um Lebensmittel und Holz zu holen. Hatte der gestrige Versuch der östlichen Seite der Jungfrau gegolten, so wurde diesmal die Ersteigung von Süden her „über die von der Jungfrau niederhängenden Eis- und Schneemassen unternommen. Was sie jedoch für ein ununterbrochenes Schneefeld hielten, auf dem sie den Gipfel der ihnen nahestehenden Jungfrau zu erreichen hofften, war Täuschung des Auges. Sie sahen plötzlich vor ihnen eine Tiefe von 40–50 Fuß, zu welcher sie nur mit Mühe gelangen konnten. Der Weg hinab zum Fuße des Jungfraugipfels war ein schmaler Gletscherrücken oder Sattel, und rechts und links senkten sich steile Bergwände in die Tiefe. Man darf annehmen, dieser Sattel sei die Einsattlung des Nottalgrates gewesen, den man erreicht, wenn man vom Jungfraufirn nach der

Jungfrau emporsteigt und jene Höhe, von der sie auf den Nottalsattel niederstiegen, der Punkt 3946 der eidg. Karte. Da, wo jener Sattel anfing, hatte man das Seil an einem tief in den Schnee eingestochenen Stock befestigt und einer nach dem andern glitt rittlings hinab, bis man an den Fuß des Gipfels kam und sich diesem ganz näherte. Zwischen nackten Felsklippen zog sich ein schmales Schneeband hinauf bis zur Höhe. Mit Hülfe des Seils, das von dem Voransteigenden in gewisser Höhe befestigt wurde, ward jenes Band erklimmen, aber obgleich die senkrechte Erhebung des Berggipfels nur etwa 600 Fuß betragen mochte, obgleich es 8 Uhr war, als man denselben zu ersteigen begann, erschien der Mittag, ohne daß die Reisenden die Höhe gewonnen hatten. Als man die letzte Kuppe der Jungfrau vor sich sah, zeigte sich kein anderer Weg auf dieselbe, als über einen scharf zugespitzten Eiskamm, auf den man sich reitend setzte und vorsichtig halb sitzend, halb kletternd aufwärts glitt, links in das dunkle Thal von Lauterbrunnen, rechts nach den Eisgefilden hinter dem Mönch hinabblickend. Noch war eine tiefe Eispalte zu überschreiten, welche den Schneekamm von der Kuppe des Berges trennte, dann ebnete sich das Schneelager und nach wenigen Schritten standen die Reisenden auf dem höchsten Punkt des Jungfraugebirges. Es war 2 Uhr nachmittags vorüber.“

Es mag ein eigenartiges Gefühl gewesen sein, das diese vier Männer besaß, als sie nach hartnäckigem Ringen endlich auf dieser Höhe standen, die Ersten. Ihrem Blick in die Runde zeigte sich Unerwartetes. War der Himmel wolkenlos, in dunkler Bläue, so lagerte über den tiefern Gegenden ein Dunst, der weder Städte noch Seen oder Flüsse, nicht einmal den Jura, erkennen ließ. Von solcher Höhe aus gesehen, verflachte sich nicht nur das tiefere Land, sondern selbst die Gletscher, aus deren Eismeer bloß einzelne hohe Inselgebirge wie Montblanc, Monte Rosa, Finsteraarhorn und andere emporragten.

Eine halbe Stunde verbrachte die Gesellschaft auf dem Gip-



Roththorn, Roththalsattel, Jungfrau von Südosten (Nach Photogr. von J. Gaberell, Thalwil)

fel, und nachdem sie noch eine Fahne in den Schnee gepflanzt hatte, trat sie den Rückweg an. An der Stelle des letzten Nachtlagers, die erst spät abends erreicht wurde, hatte der Guttanner ein wärmendes Feuer angezündet.

Am 4. August kehrte die Gesellschaft nach dem Löttschental zurück und Rudolf und Hieronymus Meyer begaben sich auf die Heimreise.

Mit dieser Erstersteigung der Jungfrau war der Bann gebrochen, der die Menschen vor diesen an Schwierigkeiten und Gefahren reichen Bergriesen zurückschreckte. Die Leistung tritt erst ins rechte Licht, wenn man bedenkt, daß diese höchsten Regionen gänzlich unbekannt und unerforscht waren, daß die zur Verfügung stehenden Hilfsmittel, verglichen mit denen der neuern Zeit, nur recht unvollkommen sein konnten, daß von Unterkunftsmöglichkeiten, wie sie jetzt die Clubhütten bieten, natürlich noch längst keine Rede war. —

Leider ward der Glanz des Ruhms, den sich Joh. Rudolf Meyer durch seine kühne That erworben hatte, später durch mißliche Umstände verdüstert. Er hatte sich, zweiundzwanzigjährig, mit Margaretha Sarer von Aarau vermählt, welche ihm zwei Knaben und ein Mädchen schenkte, aber schon nach fünfzehnjähriger Ehe starb. Eine zweite Ehe dauerte ganz kurze Zeit und eine dritte wurde nach dreizehn Jahren getrennt. Weshalb die ursprünglich günstigen Vermögensverhältnisse sich allmählich zerrütteten, ist nicht ersichtlich, wie auch die nähern Umstände seines Todes nicht bekannt sind.

Der ältere seiner beiden Knaben, der am 6. März 1791 geboren worden war, trug, der fünfte in der Reihe, den Namen der Vorfahren.

Johann Rudolf Meyer, der Enkel

Der Vater war darauf bedacht, seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung zukommen zu lassen. Da er sich in Bern nach einem Hauslehrer umsah, wurde ihm Andreas Moser zugeschickt, der sich bei Pestalozzi in Burgdorf mit dessen Lehrmethode bekannt gemacht hatte und nun im Frühling und Sommer 1801 die Meyerschen Kinder unterrichtete und zugleich des Vaters Bibliothek einrichtete. Da er aber an die eben ins Leben tretende Kantonschule übergehen sollte, mußte das Verhältnis gelöst werden. Zweifellos ist es auf seinen Rat zurückzuführen, wenn Joh. Rudolf Meyer seine Knaben nun in der Anstalt Pestalozzis in Burgdorf unterbrachte. Mit diesem Burgdorfer Aufenthalt verband sich für die Knaben die Erinnerung an ein schreckliches Erlebnis, über welches der Großvater in einem Briefe an einen Freund ausführlichen Bericht gegeben hat.

Da der Vater seine Kinder über Neujahr bei sich haben wollte, schickte er eine Kutsche nach Burgdorf, welche sie holen sollte. Zur Aufsicht und Besorgung ging ein junger Küttiger, Andreas Wehrli, mit. Der langen Tagereise wegen wurde die Abreise von Burgdorf schon auf 5½ Uhr früh angesetzt. Der kleinen Gruppe schloß sich ein zwölfjähriges Mädchen an.

Das Wetter war sehr schlecht. Es fiel unablässiger Regen, der Schnee schmolz. Auf der Wetterseite der Kutsche wurde vorsorglich das Lederwerk zugeschnallt.

Der Übergang über die Emme mußte damals noch in Kirchberg, eine schwache Stunde unterhalb Burgdorf, gesucht werden. Der Weg dahin führte längs der Emme durch Gebüsch von Weiden und Erlen, Pappeln und Dornen.

Als etwa die Hälfte des Weges nach Kirchberg zurückgelegt war, durchbrach die plötzlich hoch angeschwollene Emme den Damm, der Wasserschwall ergriff den Wagen und stürzte ihn schließlich um, glücklicherweise so, daß die offene Seite nach oben

zu liegen kam. Immerhin drang das Wasser mit Macht auch in den Wagen und bedeckte zwei der Kinder vollständig. Dem raschen Zugreifen des Wehrli gelang es indessen, sie herauszuziehen und auf das noch über das Wasser hinausragende Kutschensrad zu bringen. Hier waren auch schon der ältere Knabe, Johann Rudolf, und der Kutscher, der die Pferde im ersten Augenblicke losgeschnitten hatte, so daß sie sich hatten retten können.

Da saßen nun die fünf Menschen auf einem Wagenrad, umbraust von den tosenden Fluten eines Gewässers, das in einem Augenblicke aus einem unschuldigen Flüsslein zum verheerenden Strome werden kann. Es war sechs Uhr morgens, also noch Nacht. Die Entfernung bis zum trockenen Lande war bedeutend. Niemand konnte sie sehen und Rettung bringen.

Da — so berichtet der Großvater — erschien ein Rabe, der ganz nahe bei ihnen kreiste, dann mit lautem Gekrächze gegen die Fenster eines nicht sehr weit weg gelegenen Hauses flog und so die Aufmerksamkeit der Insassen erweckte, so daß sie vor das Haus traten.

Inzwischen begann die Dämmerung, und jetzt entschloß sich der junge Wehrli zu dem Versuche, ans Land zu schwimmen. Aber die Wogen verschlugen ihn in ein Dorngebüsch, aus dem er sich nur mit Mühe befreien konnte. Schließlich kam er ans Land, konnte jenen Leuten noch sagen, was geschehen sei; dann brach er zusammen. Es waren vier Männer, die da beisammen standen und nun auf Wehrlis Bitten die Rettung versuchten. Erst als sie nach mehreren vergeblichen Versuchen eine lange Leiter brachten, gelang es ihnen, tief im Wasser stehend, die Verbindung mit der Kutsche herzustellen, wobei der Kutscher das Ende der Leiter auf dem Rade festhielt. Nun konnten die Kinder nacheinander über die Leiter kriechen und wurden von den Männern gefaßt. Als auch der Kutscher in Sicherheit war, rissen die Fluten den Wagen fort.

Es war elf Uhr geworden. Fünf Stunden hatten die Verunglückten in der schrecklichen Lage ausharren müssen. In jenem Hause brachte man sie zu Bette, gab ihnen warmen Kaffee und trocknete ihre Kleider. Ein Freund der Familie Meyer, der in Kirchberg wohnte, nahm sich der Kinder an und brachte sie glücklich nach Hause, wo sie am Neujahrmorgen um 2 Uhr in die Arme ihrer besorgten Eltern gelangten.

Nachdem Joh. Rudolf von 1806—1809 die Kantonschule besucht hatte, ging er an die Universität Tübingen über, wo er während vier Jahren Medizin und besonders auch die Naturwissenschaften studierte. Den Sommer 1812 brachte der Student in der Heimat zu, und da kam die Lust, in die Berge zu steigen, auch über ihn. „Die Neigung zu reisen, welche jeden nicht zu träge Fühlenden hintreibt in unsere schönen Thäler, ergreift mächtiger, schon bei ersten Versuchen ins Innere der Gebirge“, so schreibt er; „ist man auf den blühenden Alpen und sieht die leuchtenden Eisgebirge vor sich, da wächst diese Neigung zur Leidenschaft an; man fühlt sich unermüdet, freier, mutiger. Je rauher, je wilder die Natur, dem jungen Manne desto anlockender!“ Doch fügt er hinzu: „Das Gefahrvolle hat eignen Reiz, und den es einmal angezogen, reißt es unaufhaltbar fort.“

Wenn solche Gedanken an einem einundzwanzigjährigen jungen Manne sicher nicht befremden, so ist auf der andern Seite erfreulich zu sehen, daß die wissenschaftliche Ausbeute der Expedition ebenso sehr lockte: „Für die Wissenschaft zu arbeiten, war einer der ersten Antriebe; wir hatten uns deswegen reichlich versehen mit Werkzeugen aller Art, mit genauen Maßstäben und Winkel-Instrumenten, mit Barometern und Thermometern.“

Die Reisegesellschaft bestand aus Joh. Rudolf Meyer, dem Vater, und seinem Bruder Hieronymus, Dr. Ludwig Thilo (von 1810—1818 Lehrer der Mathematik an der Kantonschule) und den beiden jungen Brüdern Joh. Rudolf und Gottlieb.

Wieder war es auf eine Erstbesteigung abgesehen; diesmal galt es dem Finsteraarhorn. Der Angriff sollte von der Grimsel aus über den Oberaargletscher geschehen.

Auf der Grimsel stießen zwei Oberhasler und zwei Walliser Führer, kühne Gamsjäger, und einige Träger zur Gesellschaft.

Am 25. Juli 1812 abends verließen die Wanderer die Grimsel und stiegen zur Oberaaralp auf, wo sie in einer Hütte übernachteten. Nur J. Rud. Meyer, der Vater, war mit einem Hirtenjungen vorangegangen, wohl in der Hoffnung, das Ziel allein und als Erster zu erreichen. Er gelangte auch wirklich nahe an den Gipfel des Finsteraarhorns, mußte aber dann vor der Dämmerung weichen und in den Felsen, bei starker Kälte, ohne Feuer, ohne Nahrung übernachteten. Als die übrige Gesellschaft am andern Morgen das Oberaarjoch überschritten hatte, traf sie mit ihm zusammen und nun erstieg man den Kamm zwischen Rothorn und Finsteraarhorn, wo an einer etwas tiefer gelegenen Stelle aus Felsstücken eine Mauer errichtet wurde, worüber mit Stangen und dem Zelttuch ein Dach gebreitet werden konnte.

Der folgende Morgen brachte Schnee und zwang zum Warten; da aber das Wetter eher schlimmer wurde, kehrte die Gesellschaft am zweiten Tage zur Grimsel zurück. Die Instrumente wurden in der improvisierten Hütte zurückgelassen.

Es ist reizvoll zu sehen, wie der junge Student bei aller Anstrengung des Aufstiegs die Augen für das Walten der Natur offen hat. Nichts entgeht ihm, was die Welt der Pflanzen und der Tiere in diesen Höhen zu bieten hat. Neben der Soldanelle war die moosartige *Silene acaulis* (stengellofes Leimkraut) zu sehen, um die eine Wespe summt; auch Schmetterlinge fehlten selbst auf dem Grat des Finsteraarhorns nicht, Spinnen unter Steinen; etwa einmal ließ sich ein Schneehuhn hören, über das Rothorn zogen Krähen und über den höchsten Gipfeln kreiste ein Adler; selbst Mäuse gab es in diesen Höhen.



Finsteraarhorn von Nordosten (Aufstieg Meyers über den Grat links im Bilde)

An diesen Tagen erfuhren die Reisenden auch die Wirkung des blendenden Schneeglänzes: das Gesicht und besonders die Augen schmerzten. Grüner Flor und grüne Augengläser vermochten nicht völlig gegen den Brand zu schützen.

Längere Zeit blieb das Wetter unstet; die Reisenden verließ die Geduld, sie kehrten nach Hause zurück. Nur der jüngere Johann Rudolf hielt aus, und als das Wetter endlich wieder gut wurde, brach er am 15. August mit jenen Führern zum zweiten Male nach dem ersehnten Ziele auf. Wieder stiegen sie über das Oberaarjoch und zum Studerfirn (jetzt so genannt) und gedachten den Angriff von dieser Seite emporzutragen. „Mit Mühe wurde der Bergschrund überkrochen und sodann die steile Schnee- und Gletscherwand am Felsen erklettert, der fast senkrecht nach dem Grat hinansteigt, welcher sich bis zum Gipfel des Horns emporzieht.“ „Dem Kühnsten nach traten wir in seine Stufen, den Arm tief im kalten Schnee eingrabend, um den unsichern Fußtritt zu unterstützen. Wo der Gletscher nackt war, hieben wir Tritte für Hand und Fuß, und befestigten ein Seil um den Leib.“ Nach sechsstündigem Steigen nahte sich die Gesellschaft gegen Mittag dem Grat, doch mußte noch der gegen den Abgrund hinausgehende Gletscher erklettert werden, nicht ohne Mühe und Gefahr. Jetzt war der Kamm erreicht, und eine herrliche Rundsicht war der Lohn der Arbeit. Es war ein Uhr. Noch aber ragte als ein schwarzer Felsen der höchste Gipfel vor den Männern empor und raubte ihnen die Aussicht nach Norden. Aber Joh. Rud. Meyer war erschöpft; er blieb hier liegen, mit ihm einer der Führer, indessen die andern drei unter großen Schwierigkeiten die Spitze des Finsteraarhorns erklimmen. Um vier Uhr standen die ersten Bezwingen des Berges auf seiner Höhe. Der Abstieg ging über die Westseite, leichter und bequemer nach dem Riescher Gletscher hinunter, von hier gings wieder hinauf zum Rothornsattel und dem frühern Nachtquartier; denn ein zweiter Aufstieg von der Westseite her war geplant.

Aber die Ausführung dieses wie weiterer Pläne verhinderte der Umschwung des Wetters, dessen Besserung auf der Märjelenalp abgewartet wurde.

Ist es also dem jungen Joh. Rudolf versagt geblieben, den Gipfel des Finsteraarhorns selbst zu betreten, so hat er doch die Bahn hinauf gebrochen, und seine Begleiter haben die noch unberührte Spitze erreicht. Doch er verließ die Bergwelt noch nicht. Vom Wallis zog er mit seinen beiden Oberhaslern nach der Grimsel, und jetzt heiterte sich das Wetter auf. „Leidenschaftlich angezogen von den reinen glänzenden Bergen, drangen wir wieder in ihre Mitte ein.“

Es war der 3. September 1812 (der Tag, an dem Gottlieb Meyer die zweite Jungfraubesteigung ausführte), an dem sie ihren Marsch unternahmen. Vor Tag brachen sie von der Grimsel auf, „mit schlechter Wehre gegen zu erwartende Gefahren, nur in der Absicht zu erforschen, ob von dieser Seite aus der Weg nach Grindelwald möglich sei. Den nämlichen Tag wollten wir wieder zurück.“ Leicht ging der Aufstieg über den Unteraargletscher und dann gelangten sie an den Fuß des Finsteraarhorns, auf dessen Gipfel noch, wie das Fernrohr zeigte, die Stange vom 15. August aufrecht stand. Dann war ein Übergang zu suchen. Es handelt sich wohl um das Finsteraarjoch. Die Ortsangaben der Reiseschilderung sind sehr unbestimmt. Einmal fehlten in dieser wilden, kaum je betretenen Gletscherwelt noch die Namen, wenn es sich nicht um hochragende Berggipfel handelte, und dann sind ja die Gletscher in steter Bewegung und Umwandlung begriffen. Von einem schiefrigen Felsen, der in einer Stunde erstiegen war, bot sich ein schaurig-schöner Anblick in die ringsum gelagerte zerrissene Eismwelt. Der Abstieg wurde durch aufliegenden Schnee erleichtert, doch machte sich der Mangel an Werkzeugen fühlbar. „Am Fuße des Eishügels zeigte sich ein Ausgang bis auf ein grünes Berglein; neben dem Abgrund eines Granitblockes zog ein Schneeband, abwechselnd mit Fel-

sen, sich hinab. Wir, dem Wetter, und bei Nacht dem Gletscher mißtrauend, in freudiger Hast; vor uns Land, das nahe Hoffnungsziel, und bessern Weg erwartend, konnten wir nicht mehr zurück, und keiner der Führer wollte umkehren. Wir glitten daher auf unsern Stöcken über den Schneerain mit leichter Mühe, wie auf einem Schlitten, stundenweit hinunter, und zwischen Eispyramiden — den tiefen Schründen ausweichend — sahen wir uns bald auf grünem Berge. Schauernd blickten wir nun zurück, aber nichts als Gletscherhügel voll überhängenden Eises ragten vor uns empor, wir wunderten uns selbst, wie man durchdringen konnte durch diese Eisklumpen.“ Nun war noch eine 60 Meter hohe Felswand hinunter zu klettern, ein breiter Felspalt zu überwinden, noch ein Gletscher zu überschreiten, dann standen die Wanderer vor einer Alphütte, von deren Bewohnern sie freundlich aufgenommen wurden. Nun ging es über gebahnte Wege hinunter, und gegen 8 Uhr traf die kleine Gesellschaft in Grindelwald ein.

Zum ersten Male diese Tour zu machen, war eine erstaunliche Leistung. Sie wird auch heute etwa wiederholt, jetzt natürlich unter günstigeren Bedingungen und zweifellos nur in guter Bergausrüstung.

*

Johann Rudolf kehrte zu seinen Studien zurück, die er im April 1813 mit der medizinischen Doktorpromotion abschloß. Das Thema der Dissertation wählte er aus der naturwissenschaftlichen Disziplin. Dann folgte eine längere Studienreise, zunächst nach Sachsen. Hier traf er bei Leipzig, wenige Tage nach der Völkerschlacht, auf das noch von Tausenden von unverletzten Verwundeten bedeckte Schlachtfeld mit all seinen Schrecknissen. Doch galt sein Besuch den Bergwerken und der Bergakademie in Freiberg, wo er längere Zeit verweilte. Es folgte ein längerer Aufenthalt an der jungen Hochschule in Berlin, dann

ein Abstecher nach den dänischen Inseln, durch welchen er auch mit dem Meere bekannt wurde. Über Göttingen führte ihn der Weg nach der Heimat, die er in der Folge nur noch 1824 zu einer größern Reise nach London und Paris verließ.

In der Heimat hatte er zunächst seiner Militärdienstpflicht zu genügen. Offizier geworden, war er einem der beiden Bataillone eingereiht, welche im Sommer 1815 an der Belagerung von Hüningen teilzunehmen hatten; am 26. Juli kapitulierte die Festung. Mit dieser Dienstleistung bei einer wirklichen kriegerischen Aktion war aber seine militärische Laufbahn abgeschlossen; denn bald nachher zog er aus der Schweiz, und nach der Rückkehr, als Lehrer, hatte er keinen Militärdienst zu leisten (alle Lehrer waren bis 1874 dienstfrei). Was den jungen Doktor veranlaßte, Ende 1816, nachdem er sich mit Emilie Sayer verheiratet hatte, nach Konstanz übersiedeln, sogar auf sein Aarauer Bürgerrecht zu verzichten (6. November 1816) und Bürger von Konstanz zu werden, ist unbekannt.

Hier erfuhr er, daß an unserer Kantonschule die Stelle des Lehrers für Naturwissenschaften frei geworden sei. Am 24. Mai 1821 wurde er gewählt, im Juli trat er sein Amt an. Und nun bewarb er sich auch wieder um das Aarauer Bürgerrecht, welches ihm am 29. Juli 1822 zurückgegeben wurde, in Rücksicht auf seine und besonders des Großvaters Verdienste unter Erlassung der Kosten.

Meyer gab sich seinem Lehramte mit voller Kraft hin. Er hatte gleichzeitig in den verschiedenen Disziplinen der Naturgeschichte, in Physik und Chemie und Technologie zu unterrichten. Es scheint, daß er besonders für Schüler, deren Anlage in der Richtung seiner Fächer lag, mit Erfolg wirkte und Interesse weckte, während andere sich weniger befriedigt fühlten (so Augustin Keller, Emil Zschokke). In der Zeit vom Januar 1823 bis Januar 1825 leitete er die Kantonschule als Rektor. Daneben gab er sich weitem wissenschaftlichen Studien hin; reizte

ihn doch der von der naturforschenden Gesellschaft von Haarlem ausgeschriebene Preis zu einer Arbeit über die Infusorien, wofür viele mikroskopische Untersuchungen nötig wurden. Auch an einer Mineralogie und einem naturhistorischen Lesebuch für die Volksschule arbeitete er, welche Werke aber nicht vollendet werden konnten.

Ein Doppeltes ist es, das dem Namen Johann Rudolf Meyers Dauer verliehen hat: die Erstbesteigung des Finsteraarhorns und die schriftstellerische Tätigkeit.

Untergegangen sind freilich seine Aufsätze, in denen er zu den politischen Vorgängen Ende der Zwanziger und anfangs der Dreißiger Jahre Stellung nahm. Sie erschienen in einer ganz kurzlebigen Zeitschrift und zeigten ihn der stürmischen Bewegung abgeneigt, was bei einem Manne, der sich der Betrachtung hingibt, nicht wundert.

Ebenso sind seine poetischen Erzeugnisse vergessen: Märchen, Sagen, Traumbilder, die doch in den Schilderungen der Natur, des Waldes, des Hochgebirges eine nicht gewöhnliche Gabe der Darstellung offenbaren.

Joh. Rudolf Meyers Hauptwerk sind „Die Geister der Natur“. Schon 1818 erschienen die ersten Abschnitte des Werkes in den von Heinrich Zschokke herausgegebenen „Erweiterungen“, 1820 gab der Verfasser das ganze heraus (in Konstanz). Wenn es 1829 nochmals erschien, so handelt es sich nicht um eine neue Auflage, sondern um eine völlige Neubearbeitung, in die nur einzelne Teile der ersten Ausgabe übergingen; die übrigen Teile sind eine Erweiterung (gedruckt in Aarau). Das Vorwort der „Geister der Natur“ erklärt die Absicht: Überblick der Natur im Großen, Beweis von dem Zusammenwirken der Kräfte, Erneuerung des Genusses, den die unmittelbare Ansicht dem fühlenden Menschen gewährt.“

Das Werk besteht aus Abschnitten, welche die einzelnen Erscheinungen und Gegenstände der Natur darstellen, so etwa Bil-



Dr. Johann Rudolf Meyer
(Lithogr. aus den „Alpenrosen“ 1852)

der des Ozeans, der Alpen, der Gletscher, der Wüsten, der Höhlen, des Morgens und des Abends, des Frühlings, des Treibeises, des Erdbebens, des Sturmes. Seine Reisen, seine Kenntnis der Hochgebirgswelt, des Meeres, der Bergwerke, befähigten ihn zu eindringender Darstellung. Doch handelt es sich nicht um wissenschaftliche Beschreibung, wiewohl das Wissenschaftliche

überall die Grundlage bildet; sondern es ist eine mythologisch-poetische Anschauung, die da vorgeführt wird, gehoben von einem starken religiösen Gefühle, wie denn der Verfasser überall das Walten Gottes erkennt. So heißt es beim „Morgen“: „Angeregt und wach sind die Saiten auch in meiner Brust. Die Gottheit ruft; das Göttliche antwortet in dem Sterblichen! Ich senke das Knie, ich erhebe das Auge, mein Gebet sind Thränen, meine Hoffnung die Stimme in meinem Innern.“

So wirkt Gott durch die Geister, die in allem, was besteht, da sind und schaffen.

„Es ist ein Leben hier und dort, aber was gestaltet den Felsen und hält ihn zusammen? was regt sich in Luft und Gewässer, bindet und löset unermüdet? Es sind die unsichtbaren Geister, die in allen Elementen leben, sie sind die allgegenwärtigen, allmächtigen Beherrscher des Himmels und der Erde. Ein Sonnenblick ruft allen Geistern vom Äther bis zum Kern der Erde hinab. Die Geister selber bauen das Haus, in dem sie wohnen, sie binden die Metalle, die Krystalle, sie verwandeln auch ihren eigenen Leib. Vor deinen Augen und auf dein Gebot erschaffen sie in Krystallen und chemischen Produkten; du siehst es vergehen, siehst es wieder werden, wunderbar; sie selbst aber hast du nie erblickt.“

Abt. Em. Fröhlich nennt die „Geister der Natur“ ein die Natur lobpreisendes Lehrgedicht. Man ist versucht, das Werk als einen Hymnus an die von Gott und seinen Geistern erfüllte Natur zu bezeichnen. Daher versteht man auch, daß es von der Seite der Wissenschaft nicht für voll genommen wurde; und so versteht man auch den strengen Wissenschaftler Dr. Albrecht Kengger, der, als Joh. Rud. Meyer in der Karauer Naturforschenden Gesellschaft aus seinen „Geistern der Natur“ vorlas, hocherzürnt aufsprang und mit den Worten „Hier wird mehr Poesie als Wissenschaft getrieben“ die Gesellschaft verließ.

Ist dieses Urteil von solcher Seite und an solcher Stelle

auch begreiflich, so ist es doch auch einseitig und kann dem Werke nicht gerecht werden. Die „Geister der Natur“ sind in der Folge mehr und mehr vergessen worden, was sie doch nicht verdienen; sie haben wohl hinter Alexander von Humboldts „Ansichten der Natur“ (erschienen 1808), denen sie vermutlich ihre Anregung verdankten, und hinter desselben Verfassers „Kosmos“ (1845 bis 1858) zurücktreten müssen. Um so erfreulicher ist die schöne Anerkennung, die ihnen in jüngster Zeit (1933) Josef Nadler in seiner Literatur-Geschichte der deutschen Schweiz hat zuteil werden lassen.

Einer andern Arbeit Meyers ist mit Recht ein besseres Los beschieden gewesen. Es sind die „Charakteristischen Thierzeichnungen zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt.“ Das Büchlein ist im Jahre 1833 in Zürich erschienen, doch einzelne Stücke daraus brachten schon die „Alpenrosen“.

Das Büchlein enthält fünfzig Darstellungen von Tieren, Säugetieren und Vögeln, von denen die meisten in unserm Lande leben oder, wie der Luchs und der Lämmergeier, zu des Verfassers Zeit noch gelebt haben. Meyer sucht seine Tiere in ihrer Umwelt auf, beobachtet und belauscht sorgfältig die Besonderheiten ihres Lebens. Er verzichtet auf eine eigentliche Beschreibung und weiß doch ihre Gestalt, ihr Aussehen mit allen Merkmalen gleichsam im Vorbeigehen und doch genau uns vorzustellen. Nicht alle Zeichnungen sind ihm gleich gut geraten; namentlich dort möchten wir eine Einschränkung machen, wo er die Tiere allzu stark vermenschlicht, ja sie geradezu als Vertreter menschlicher, natürlich ihm unsympathischer Typen hinzustellen sucht. Aber im Ganzen ist es ein liebenswürdiges Werklein, in das man sich gerne hineinliest; es gemahnt ganz an die Art heutiger Schriftsteller wie Hermann Löns, Paul Betterli oder Paul Steinmann. Da von den fünfzig Zeichnungen ihrer sieben in Mundart geschrieben sind, nimmt auch Otto von Greyerz Anlaß, auf diese „meisterhaften“ Tierzeichnungen hinzuweisen (die

Mundartdichtung in der deutschen Schweiz 1924). Der mundartlichen Stücke wegen hat Meyer dem Büchlein eine Worterklärung beigegeben. Eine Probe in der Mundart möge Meyers Darstellungskunst erweisen.

D'Vërche.

Es het verlütet, me ghört scho Psalme sänge, d'Chiledüre sind b'schlosse. He nu! so gohn-i use vor d'Schadt, der Chriesbaum blüecht, d'Matte grüenet in aller Herrlichkeit. Im freye Fäld, im dunkle Wald sänge sie au dem Herre, und überall ergießt d'Sunne ihri Schtrahle wie-ne heilige Geischt, und d'lau Frühlingsluft durdringt wi ne Odem Gottes alle Wäse. Jo! i will käte und sänge, will Aug und Härz erlabe a jedem Blüeschfli, der Säge wird über mi goh, und mis Gmüeth söll si erhebe und mi Geischt über alles Leid und Ungmach.

Und so gohni use und wandle dur's Fäld und s'Rich Gottes duet si uf vor mine Auge. Es isch as eb d'Sunne usem Himmel über d'Wulke-ne glizrige Schleyer wärft, d'Bärg verfilber, Matte und Wald übergrüeni, jedes Hälmlu ufrichti, mit ihre Schtrahle i jedes Blüeschfli ine länget, und jedem si Deil gäb. — Und mitte-n us der grüne Saat flüget d'Vërche uf, dem Himmel zue, als eb er sie am-ene Fädeli hielt, und höher, allewil höher flüget sie und lueget über Fäld und See, lueget über Wald und Hügel. Der Himmel het ere s'Härzli erfreut und s'Schimmli gweckt, sie aber grüest d'Sunne b'singet sie allemyl ifriger, sitzt jetzt schtill hoch obe-n-i der blaue Luft, as wenn sie usem Bode wär, d'Luft isch ire Baum, d'Matte und Chornfäld sind ere Blätter und Schtärnli es Bluescht. Und sie schwingt si use und abe, wie von eim Äschfli uss ander.

Nume es gemeins Chleidli het sie a, wi's Schbäckli, aber schlank isch sie, het e hälle Blick und es himmlisches Gmüet, isch frey und glücklich in ihre Lüfte, und duet sie das schpizig Schnä-

beli uf im Singe, es git es Lied, s'taut eim is Härz as ebs vom Himmel chäm. Jetzt verschwindet sie i der Luft, aber no tönt lis obe abe ihre Gsang und doch so lut i d'Bruscht, und wieder häller tönts und me gseht sie füre cho, wie nes Shtärnli vom Himmel falle; mitte im Fäld, wo's am schönschte grüent, dert verschwindet sie. — Worum blibt sie nid dobe i-n-ihrem Heimeth? — Es het ere der Himmel es Fünkli verschteckt is Härz, und das goht a, das eläi zündet ere no abe uf d'Arde. Jo, dert het sie s'Näschkli süberli bettet und zwüsche d'Furre gläit, dert luegt s'Gschpöhnli mit scharfe Auglene ihr no, lit ruehig über de-n-Nilene und chert si mit sim lange Spöre. Der Himmel b'hüetets au do unde, verschteckts i die grüene Halme. Die schtrecke si alliwyl meh vo Tag zu Tag und süsele um ins. Fürblueme luege uf ins abe gar fründlich. Und d'Halme vergolde si und wärde schwärer, die Junge bicke d'Nili uf, wärme si a der Sunne und bade im Sand. Jetzt neige si d'Hälmlü und löhnd Chörnli is Näschkli falle; wie ifrig bicke die Junge, wie fladre sie mit ihre Flüglene, gumpe uf und luege übers guldig Fäld. Und wie ne d'Flügel wachse, ziehnd sie i d'Höchi und d'Verche zeigt ene s'Heimeth. Sie gsehnd vo de Wulke obe abe d'Halme falle unter der Sichel, mängs Chörnli ischt aber dehinde blibe, sie deiles mit de-n-Ariläser. s'Wiseli mag jetzt cho und über d'Shtopple schpringe, s'Näschkli ischt läär.

Und im Herbst ischt der Disch abdeckt, sie sänge mit der Wachtle ihr Danklied, und flüge-n-ufe in ihre Baum; dert zieht es sie jetzt dem Frühling noh über Bärge und Meer go Afrika, und mini Gedanke ziehnd mit, wie vom Heimweh ergriffe und sueche hinderem Herbst und Winter der ewig Frühling und das ewig Liecht. Do schpringt mer mis Chindli etgäge und het d'Händli voll Blüemli, i nimm es in Arm, i drück es as Härz und goh glücklich mim Hüttli zue.

*

Joh. Rudolf Meyers letzte Jahre wurden durch mehrfaches Unglück heimgesucht. Gleich wie der Vater, verstand er nicht hauszuhalten, sah sich sogar genötigt, 1829 den Stadtrat um Hilfe anzugehen. Doch legt es ein gutes Zeugnis für ihn ab, daß acht Freunde sich bereit fanden, ihm beizuspringen und das Schlimmste abzuwenden. Gleichzeitig aber brach die Krankheit über ihn herein, 1831 und dann wieder 1832. Solches mußte der Vierzigjährige erfahren, der in der Jugend voller Gesundheit und Kraft dastand. Er war von der Körperstärke seines Vaters, zugleich von großer Gewandtheit. Er schwang sich, vom Boden aufspringend, über den größten Mann hinweg, sprang mit Leichtigkeit auf das Pferd und voltigierte mit aller Geschicklichkeit auf seinem Rücken. An Entbehrungen jeder Art gewöhnt, vermochte er große Strapazen auszuhalten und war zudem völlig schwindelfrei. Solche Eigenschaften waren es natürlich, die ihm die gewaltigen Schwierigkeiten der noch unbekannteren Hochgebirgswelt hatten überwinden helfen. Allein jetzt überfiel ihn die Gicht. Zweimal erholte er sich wieder, allein 1833 wurde er wieder aufs heftigste von ihr gefaßt, ohne daß ihm eine Kur in Baden helfen konnte. Mit der größten Geduld ertrug er seine Leiden, gepflegt von den Seinen, bis ihn am 6. November 1833 der Tod erlöste.

Seine Gattin hatte ihm vier Töchter geschenkt, deren ältere er selbst wenigstens teilweise unterrichtete. Die dritte freilich wurde nur einen Tag alt, die älteste folgte ihm nach kurzer Zeit ins Grab. Die zweite verheiratete sich, blieb aber ohne Kinder und starb 1894. Die jüngste, bei des Vaters Tode noch ein kleines Kind, lebte bis in die neueste Zeit: sie starb 1919, 89-jährig. Mit ihr erlosch der Meyersche Zweig der Johann Rudolfs.

Ernst Zschokke.

(Zur Abbildung S. 28: Leicht kolorierte Bleistiftzeichnung im Besitze des Verfassers.)

Literatur – Quellen

Zu Joh. Rudolf Meyer, Vater. Alle Darstellungen seines Lebens gehen zurück auf: Vater Johann Rudolf Meyer, Bürger von Aarau. Eine Denkschrift von Ernst August Evers. Aarau 1815. Diese Biographie Meyers aus der Feder des damaligen Direktors der Kantonschule beruht auf der nahen Bekanntschaft des Verfassers mit dem Dargestellten.

Dazu kommen:

J. H. Graf, Die kartographischen Bestrebungen Joh. Rudolf Meyers von Aarau. S.—A. aus dem Archiv des histor. Vereins des Kantons Bern, XI. Bd. I. Heft. Bern 1883.

Aug. Zuchschmid, Direktor, Dr., Die Entwicklung der Aargauischen Kantonschule von 1802—1902. Jubiläumsprogramm der Aarg. Kantonschule. 100. Schuljahr 1901/1902. Aarau 1902.

Walter Merz, Die mittelalterlichen Burganlagen u. Wehrbauten des Kantons Argau. Aarau 1904 ff.

Walter Merz, Wappenbuch der Stadt Aarau. Aarau 1917.

Zu Johann Rudolf Meyer, Sohn. Es gibt keine Biographie von ihm. Das meiste hier über ihn Wiedergegebene stammt aus der Quelle über seinen Sohn.

Zu Johann Rudolf Meyer, Enkel.

Fr. (Abrah. Emanuel Fröhlich) Erinnerungen an Prof. Dr. Rudolf Meyer in: Alpenrosen auf das Jahr 1852. Aarau und Thun.

Darauf beruhen:

G. Studer, Ueber Eis und Schnee. Die höchsten Gipfel der Schweiz und die Geschichte ihrer Besteigung. I. Berner Alpen. Bern, 1869.

W. A. B. Coolidge. Hochgebirgsführer durch die Berner Alpen. Uebersetzt von Dr. H. Dübi. Bern 1902 u. ff.

Ferner wurden benutzt: Die Ratsprotokolle von Aarau der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. — Das auf dem Bezirksgericht Aarau liegende Testament der Salome Meyer vom 1. Christmonat 1804.

Amtliche Sammlung der Akten aus der Zeit der helvetischen Republik 1798—1803. Bearbeitet von Joh. Strickler. Bern 1886—1903.

Anhang

Das „Meyer-Haus“ an der Halde.

Wer geschichtlichen Dingen nachgeht, erlebt ab und zu die freudige Überraschung, daß er etwas Neues, Niemandem Bekanntes auffindet. Doch ist diese Freude nicht immer ungetrübt, namentlich dann nicht, wenn das Neue nicht dem Aufbau, sondern der Zerstörung von vermuteten Zusammenhängen dient. Da geht es denn nicht ohne Enttäuschung ab. Die folgende Erörterung wird hierfür ein Beispiel bringen.

Am 1. Christmonat 1804 errichtete die Jungfrau Salome Meyer (1721—1813) ein Testament, durch welches sie ihren Nachlaß (abgesehen von Kleidern, Schmucksachen und Ähnlichem, über welche Dinge sie gesondert verfügte) in zwei Teile teilte: die eine Hälfte sollte ihrem Vetter Johann Rudolf Meyer, dem Vater, oder seinen Erben zufallen, mit der Bedingung, daß daraus 17 Legate im Gesamtbetrag von 17 000 Gulden ausgerichtet werden sollten; daß ferner eine Stiftung („Meyerkiste“) mit 8000 Gulden zu gründen sei, deren Zinsen, nachdem sie zwanzig Jahre lang zum Kapital geschlagen worden seien, nach bestimmten Vorschriften an die Meyerschen Nachkommen zu gelangen hätten. Die andere Hälfte des Nachlasses sollte nach Gesetz verteilt werden.

Sie starb ein halbes Jahr vor ihrem Vetter. Die „Meyerkiste“ wurde errichtet und unter die Verwaltung des Gemeinderates gestellt.

Nach dem von der Jungfrau Salome Meyer errichteten Testamente besaß sie auch ein Haus, aber nicht in der Halde, sondern an der Marktgasse (heute obere Rathausgasse), und dieses wurde von den Erben versteigert und kam in fremde Hände.

Also war dem Hause in der Halde noch nachzugehen.

Der Gemeinderat hatte, wie üblich, einen Verwalter über die „Meyerkiste“ bestellt. Die Verhandlungen zwischen Beiden

beschränkten sich auf Ablegung und Entgegennahme der Rechnungen, ferner auf Anweisung zur Ausgabe von Geldern aus der Kiste an geldsuchende Bürger gegen Sicherstellung und Zins.

Nun geschah es im Frühling 1834, daß einer dieser Schuldner, der aus der Kiste Geld auf sein Haus aufgenommen hatte, der Schneider Daniel Huggenberger, starb und seine Witwe in Zahlungsunfähigkeit zurückließ. So verfiel das Unterpfand, sein Haus, an einen Gläubiger, eben an die „Meyerkiste“. Der Gemeinderat beauftragte den Verwalter, das Haus zu verkaufen; da dies aber nicht sofort gelang, sah er sich genötigt, dringende Reparaturen vornehmen zu lassen, was bis gegen den Herbst durchgeführt wurde. Die Aufforderungen an den Verwalter der Kiste, das Haus loszuschlagen, wiederholten sich nun durch die Jahre hin, aber eben immer ohne Erfolg.

So blieb dieses Haus nun ein Bestandteil der Meyerschen Stiftung. Und wenn sich im Laufe der Zeit die Meinung bildete und festen Boden faßte, es sei von Anfang an so gewesen, so ist das ein ganz natürlicher Vorgang und es wäre lächerlich, irgendwem darüber einen Vorwurf zu machen; er ist ein hübsches Beispiel dafür, wie Sagen entstehen können. Aber eben so natürlich ist es, daß man jetzt, da die Stiftung testamentsgemäß mit dem Aussterben der Familie an die Stadt Aarau gelangte, dem Vorgange nachforschen wollte, wie das Haus, das der einen Meyerschen Linie angehört haben soll, mit der Stiftung aus der andern Linie zusammengekommen ist.

Das ist nun klargestellt, aber eben nicht in dem gewünschten Sinne. Denn aus dem Gesagten ergibt sich nun auch die Tatsache, daß das sog. Meyerhaus mit der Familie Meyer nichts zu tun hat, oder um genauer zu sein, nicht mehr Anspruch darauf hat, das Stammhaus der Familie Meyer zu sein als jedes andere Haus in der Halde. Denn daß dieses in der Halde stand, ist durch den ersten Biographen Joh. Rud. Meyers, des Vaters,

verbürgt. Es ist Ernst August Evers, der als Rektor der Kantonschule mit dem hervorragenden Stifter der Schule von 1804 bis zu dessen Tode 1813 in enger Verbindung stand und es also wissen mußte*.

Nun bleibt also noch die, freilich nicht leicht zu lösende Aufgabe, das richtige Meyerhaus ausfindig zu machen. Aber die Aufgabe lohnt die Mühe. Denn das schlichte Haus zu kennen und es allen Mitbürgern irgendwie kenntlich zu machen, wo der Mann geboren wurde, der so viel für seine Vaterstadt und sein Vaterland getan hat, ist eine Ehrenpflicht.

E. 3.

* „Der Vater trieb in einem kleinen Häuschen an der Halde zu Aarau das Handwerk eines Weißgerbers“. Evers, Seite 7.